

R o t f ä p p c h e n

o n

H e n r i k P o n t o p p i d a n

*

A u t o r i s i e r t e Ü b e r s e t z u n g v o n M a t h i l d e M a n n

*

M i t e i n e m N a c h w o r t v o n

D r. E l i a s

*

E d i t i o n Z u l u - E b o o k s . c o m



V o l k s v e r b a n d d e r B ü c h e r f r e u n d e

W e g w e i s e r - V e r l a g G . m . b . H .

B e r l i n

Henrik Pontoppidan

Rotkäppchen

Autorisierte Übersetzung von
Mathilde Mann

Mit einem Nachwort von Dr. Elias
Volksverband der Bücherfreunde
Wegweiser-Verlag G. m. b. H. Berlin

Edition Zulu-Ebooks.com

I

Auf einer der hölzernen Bänke im Wartesaal einer kleinen, ostjütischen Landstation saßen an einem Herbstabend ein paar Bauern und warteten auf einen Zug, der in einer kleinen Stunde kommen sollte. Während der Rauch aus ihren Pfeifen in langen Streifen durch die naßkalte Luft zog und sich zu einer bläulichen Wolke um die trübe leuchtende Lampe unter der Decke sammelte, saßen sie da und schwatzten über eine Reihe von Ereignissen, die seit längerer Zeit die Gemüter dort in der Gegend beschäftigt hatten.

Nach einer siebzehnjährigen Ehe hatte der Magnat der Gegend, Rittergutsbesitzer Engelstoft auf Sofiehøj und Agersögaard und Besitzer verschiedner zinsentragender Papiere, sich von seiner Gattin, einer geborenen van Decken, mit der er schon seit längerer Zeit sehr unglücklich gelebt, scheiden lassen. Eines Abends, auf einer Klubmaskerade im Städtchen, hatte er die Schwester des Realschuldirektors, ein ganz junges Mädchen von imponierender zigeunerartiger Schönheit, gesehen, und drei Monate später hatte die gerichtliche Trennung stattgefunden.

Unter der Bevölkerung der Gegend hatte allgemeine Befriedigung über das Ereignis geherrscht. Es gab allerdings auch Leute, die sich auf Grund ihres Verhältnisses zum Staat oder zur Kirche verpflichtet gefühlt hatten, den Gutsbesitzer strenge zu verurteilen; es waren das aber freilich ganz dieselben, die späterhin die häufigsten Gäste in Sofiehøj wurden und förmlich miteinander wetteiferten, dem jungen Mädchen als künftiger Schloßherrin zu huldigen.

Frau Engelstoft war nämlich immer sehr unbeliebt dort in der Gegend gewesen. Es war und blieb den Leuten ein Rätsel, wie der reiche und lebensfrohe Gutsbesitzer sich mit ihr hatte verheiraten können. Freilich war sie ihrerzeit recht hübsch gewesen, und noch heute besaß ihre Erscheinung eine gewisse Stattlichkeit. Obwohl sie nicht groß und wohl eigentlich schwächlich gebaut war, lag über ihrer aschblonden Erscheinung mit dem liniengeraden Rücken und dem fein geformten Kopf etwas Vornehmes, das Ehrfurcht erheischte, aber sie war ein Monstrum an Unliebenswürdigkeit, mißtrauisch, zanksüchtig, geizig, so genau ihren Untergebenen gegenüber, daß sie sogar von den halben Ören, die im Haushalt draufgingen, Rechenschaft verlangte. Zur Verzweiflung des friedliebenden Gutsbesitzers lebte sie deswegen in ewigem Streit mit ihren Dienstboten und lag in offenem Krieg mit allen Händlern in meilenweitem Umkreis.

Sie war selber aus einer Gutsbesitzersfamilie. Ihr Vater, Jägermeister Joachim van Decken, war einstmals in gewissen fröhlichen Junkerkreisen bekannt gewesen, wo er im Laufe von ungefähr zwanzig Jahren mit großer Unverfrorenheit das von seiner Frau eingebrachte Vermögen verpraßt und verspielt hatte, so daß die Familie schließlich buchstäblich von Haus und Hof mußte. Als Engelstoft seine künftige Gattin zum erstenmal sah, war sie eine einfache Gouvernante auf einem Gut in der Gegend und hatte ihren Platz am unteren Ende des Tisches zwischen den Kindern.

Aber trotz der glücklichen Erhöhung von der armen Lehrerin zur Herrin von Sofiehøj und Agersögaard, und obwohl sie von ihrem Gatten geliebt, ja vergöttert wurde, war sie im Laufe der Jahre immer verschlossener und menschenfeindlicher geworden.

Man hatte nachgerechnet, daß nicht weniger als zwölf von den Dienstboten in Sofiehøj zu ihrer Zeit und auf ihre Veranlassung der Polizei übergeben worden waren, wegen Versehen, von denen das größte in der unrechtlichen Aneignung eines pelzgefütterten Rockes bestanden hatte; und beständig hatte sie ihren Mann zu Rechtsverfolgungen und gerichtlichen Klagen gezwungen, so daß er, der die personifizierte Nachgiebigkeit und Gutmütigkeit war, fortwährend in Prozessen lag, bald mit dem Fiskus um Ausbesserung einer Wegstrecke, bald mit einem Kaufmann, von dem er sich übervorteilt glaubte, bald mit einem Nachbar wegen einer Grenzzwistigkeit. Bei dem bloßen Argwohn, daß man sie benachteiligen könne, setzte sie lieber ihr ganzes Glück aufs Spiel, als daß sie sich zu einem Vergleich herbeigelassen hätte. –

Auch erst nach einem erbitterten Kampf war die Scheidung zustande gekommen, und man begriff kaum, wie der Gutsbesitzer den Mut gefunden hatte, das entscheidende Wort zu seiner Gattin zu sprechen – zu der »Kröte«, wie die Bauern in der Umgegend sie nannten, sowohl wegen ihrer Zanksucht als auch wegen ihrer warzigen Gesichtshaut. Engelstofts juristischer Berater, Rechtsanwalt Sandberg, war denn auch nach Sofiehøj gerufen, und teils durch ihn, teils durch das Gesinde und den Gutsschreiber hatte die Bevölkerung Einblick in den Verlauf des Kampfes gewonnen.

Da zeigte es sich denn, daß es weniger die Auflösung der Ehe war, die Schwierigkeiten verursachte, als die Frage um die Teilung des Vermögens. Frau Engelstofts Forderungen waren so weitgehend, daß ihre Erfüllung den Gutsbesitzer zu einem armen Manne gemacht haben würde. Erst als sein Rechtsanwalt – mit dem Finger auf den Paragraphen im Gesetzbuch – sie davon überzeugt hatte, daß sie sich selber einen Gefallen tun würde, wenn sie das Anerbieten ihres Mannes annähme, statt die öffentliche Entscheidung der Sache zu erzwingen, gab sie endlich nach.

So wurde denn abgemacht, daß Engelstoff selber Sofiehøj behalten sollte, das dem Ehepaar zum gewöhnlichen Aufenthaltsort gedient hatte, während die Frau ihrem eigenen Wunsche gemäß Agersøgaard erhielt, ein bedeutend größeres, aber vernachlässigtes Gut, hoch oben in der vendysselschen Dünen- und Mooreinöde, dem sie unter anderem gerade wegen der Einsamkeit seiner Lage den Vorzug gab. Außerdem ward ihr das uneingeschränkte Elternrecht über ihr einziges Kind, die damals sechzehnjährige Esther, sowie ein halbes hunderttausend Kronen in barem Gelde zugesprochen.

In der Nacht, nachdem der Scheidungskontrakt am Nachmittag unterschrieben war, verließ sie Sofiehøj mit der Tochter, die während der ganzen Woche, in der die Verhandlungen geführt wurden, auf ihrem Zimmer eingeschlossen gewesen war und nun bei der Abreise nicht einmal Erlaubnis erhielt, ihrem Vater Lebewohl zu sagen.

Mehrere Tage lang ließ sich der Gutsbesitzer nicht blicken. Der lange Kampf und namentlich die Verzweiflung über den Verlust des Kindes, das er innig liebte, hatten den starken Mann gänzlich geknickt. Aber sein vorgeschrittenes Alter duldet nicht, daß er sich lange in seinen Schmerz versenkte.

Nach Verlauf einiger Wochen feierte er, wenn auch in aller Stille, seine Verlobung mit der schönen Schwester des Realschuldirektors, und als abermals einige Wochen verstrichen waren, gab er seine erste größere Mittagsgesellschaft in jenem üppigen Stil, den seine älteren Freunde von »vor der Zeit der Kröte« kannten, und der seiner

künftigen Frau in hohem Grade zusagte. Von den vielen sittlich Entrüsteten der Gegend waren schon damals nur noch zwei, die der Einladung nicht nachgekommen waren. Der eine war der Propst, der nur – und zwar zu seinem größten Bedauern – durch Kolikschmerzen verhindert war, während der andere die weltliche Obrigkeit des Ortes, der Hadesvogt war, der als konstituierter Amtmann die Trennung hatte vollziehen müssen.

Aber das Unglück war nun einmal in Sofiehøj eingezogen. Ein halbes Jahr darauf erkältete sich die junge Braut auf einem Weihnachtsball und starb unter schweren Leiden.

Schon bei ihrem Begräbnis hatten die Leute beim Anblick des Gutsbesitzers gesagt, daß er ihr bald nachfolgen werde.

Er war mit einem Schlage ein alter Mann geworden. Im Laufe des Sommers schwand seine breitschultrige Gestalt zu einem Schatten seiner selbst hin. Er trug von Jugend an den Keim eines Herzleidens in sich, das jetzt aufflammte und seine Lebenskraft von Tag zu Tag verzehrte.

— — — — —

»Es ist so, wie ich dir sage, Per«, sagte der eine der beiden Bauern, die auf der hölzernen Bank im Wartesaal saßen und aus ihren Pfeifen pafften. »Es hat höchstens noch acht Tage übrig, dann ist es aus. Das sollen die eigenen Worte des Doktors sein.«

»Herrgott,« sagte der andere, der ein älterer Mann war, »daß es ein solches Ende nehmen muß.«

»Ja, traurig genug ist es, wenn man darüber nachdenkt. Denn das muß man ihm lassen, ein Prachtkerl ist Engelstoft sein Lebzeit gewesen. Und gut gegen die Armen, – soweit das Weib es ihm erlaubte!«

»Herrgott,« wiederholte der andere, in seine eigenen Gedanken versunken, »daß es ein solches Ende nehmen muß! – denn er ist ja doch noch ein jüngerer Mann.«

»Wart mal – hm, er kann wohl bald so an die fünfzig sein, denke ich. Aber es sind nicht immer die Jahre, wonach es geht. Per. Der Kummer frißt an den Eingeweiden, das ist ein altes Wort. Und Engelstoft, der hat nu auch seine Last zu ziehen gehabt. Was hat der arme Mann wohl nicht mit der Kröte durchzumachen gehabt, ehe er die Hexe loswurde. – Hu! Hu! Die hat ihm manches weiße Haar gemacht!«

»Ja, sie war eine schreckliche Person, das muß man sagen.«

»Hu! Hu! Und kann man sich was Jämmerlicheres denken, als daß die Braut heimgehen und sterben muß, gerade als er sie sicher hat. Das muß ihn doch schrecklich mitgenommen haben.«

»Ja, ja, Mads, – das war nu mal so Gottes Wille.«

»Das war es natürlich; das ist ein wahres Wort, Per! – Aber was für ein schönes Mädchen war es doch! – Ich weiß noch ganz genau – es mag wohl 'n gutes Jahr her sein, da kam ich vom Limer Moor mit einem Fuder Torf gefahren. Und da begegnet' ich ihnen im Ostwald. Sie kamen gerade auf mich zugeritten auf ein Paar Füchsen. »Guten Tag, Mads Iversen!« sagte Engelstoft so recht freimütig und holt mit der Reitpeitsche

aus. Und die Braut schmunzelt so ein bißchen und ritt auf seine rechte Seite, – denn sie hatten sich ja ziemlich nahe gesessen. Es war wirklich schön anzusehen.«

»Ach ja, – das glaub' ich!«

»Nie in meinem ganzen Leben hab' ich einen Menschen mit solchen lustigen Augen gesehen wie das Mädchen. Und wie ihr die Glieder am Körper saßen, das hätt' ich damals, weiß Gott, auch nicht gedacht, daß sie so ein drei, vier Monate später drei Ellen unter der Erde liegen und sich langweilen sollt'!«

»Ja, das war nu mal so bestimmt.«

»Ja, dabei is nichts zu machen.« –

»Und was für ein Begräbnis sie gekriegt hat! Es war ja beinah, als wenn es eine Königin gewesen wär'. Ich glaube steif und fest, Engelstoft selbst kriegt es nicht feiner.«

»'n Abend auch!« ertönte es im selben Augenblick aus der anderen Ecke des Wartesaales.

Es war der Bahnwärter. Er kam mit einer Handlaterne aus dem Bureau.

»'n Abend«, antwortete der ältere der Bauern nach einer kleinen Weile.

»'n Abend«, wiederholte der andere noch ein wenig später, er war ein großer Mann mit rotem Haar und einem Bartwuchs, der sich bis auf die Ohren fortsetzte. »Wir sitzen hier und schnacken über Engelstoft«, fügte er hinzu, während der Bahnwärter die Lampe in die Höhe schrob, – das Zeichen, daß der Zug zu erwarten war.

»Ja, mit dem soll es ja recht mau aussehn, hör' ich.«

»Er hat höchstens noch acht Tage übrig. Das soll der Doktor selbst gesagt haben.«

»Ja, das is ganz schnurrig zu denken! Er muß doch 'ne tüchtige Portion für das Mädchen übrig gehabt haben, daß er sich so davon 'runterkriegen läßt!«

»Ja, das sag' man noch mal. Das hat er ja auch gezeigt, als er sich von der Kröte loskaufte, um sie zu kriegen. Agersögaard und ein halbes Hunderttausend in bar, – das ist 'n runder Preis für 'ne Braut. Der junge Kristian Balle, der bei uns, der eben vom Seminar herkommt, der hat es neulich mal ausgerechnet, daß, wenn sie ihm nich gestorben wär', und wenn sie man bloß zwanzig Jahr verheiratet gewesen wären, – dann wären es 93 Kronen für jeden einzigen Tag gewesen, – mit Zinsen natürlich, 'n schöner Tagelohn, wie?«

»Ja, und was hat er nu davon!« warf der alte Bauer dazwischen.

»Das sag' man noch mal, Per. Aber so ist es mit die Art Leute. Wenn es sich um Frauzimmer handelt, werfen sie es mit vollen Händen aus 'n Fenster 'raus!«

»Habt ihr gelesen, was heut in der Zeitung steht?« fragte der Bahnwärter.

»Was soll da stehen?« riefen beide Bauern wie aus einem Munde aus und ließen ihre Pfeifenspitzen sinken.

»Engelstoft hat ja Sofiehøj verschenkt als Vermächtnis oder so was.«

»An wen?«

»Da soll, wenn er tot is, ne Wohltätigkeitsanstalt aus gemacht werden – für schwächliche Frauenspersonen, glaub' ich, is es. Das steht heute in der Zeitung.«

»Das kann wohl nich seine Richtigkeit haben«, bemerkte der alte Bauer mit einem ganz bedenklichen Tonfall.

»Ja, das soll sich aber doch so verhalten!« erwiderte der Rotbärtige und schlug befeuernd mit der Hand auf sein Knie.

»Das sieht Engelstoft ganz ähnlich. Ein prächtiger Mann is er immer gewesen.«

»Ja, dann seht mal,« erklärte der Bahnwärter weiter, »es ist ja doch ganz eigentümlich, daß sie – die Braut – auch gerade Sophie heißen mußte. Das paßt zu Sofiehøj, versteht ihr? Dann wird ja auf die Art das Ganze eine Art Andenken an sie.«

»Aber kann das denn auch mit rechten Dingen zugehen?« fragte der Alte. »Er hat ja doch seine leibliche Tochter.«

»Ach Gott, das Kind kriegt ja Gottes Gaben genug!« krächte sein Nachbar auf der Bank. Agersögaard fällt ihr ja einmal zu, und einen mörderlichen Packen Geld kriegt sie von beiden Seiten. Die Kröte verkleckert ihre Schillinge wahrhaftig nich. Sie soll ja da oben ein ganz schreckliches Regiment geführt haben. Ich hab' gehört, sie hätt' schon über hundert Tonnen Heideland umgepflügt. Ein mordsmäßiges Frauzenzimmer.«

Draußen ertönten drei Schläge auf einer gesprungenen Signalglocke, und der Bahnwärter machte sich an die Arbeit. Er nahm eine Rolle Kautabak aus seiner Hosentasche, biß ein Ende davon ab und schlenderte mit seiner Laterne auf den Bahnsteig hinaus.

Gleichzeitig wurde die Tür nach der Landstraße hinaus von einem kleinen, o-beinigen Manne mit einem mächtigen Hausiererbündel auf dem Rücken und einem Stab in der Hand geöffnet.

»'n Abend, Freunde!« grüßte er gleich in der Tür mit einer quiekenden Stimme.

»Ne – das is ja Wolle!« flüsterte der große Bauer dem andern zu.

»Ja, das is er!«

»Der kleine Kerl will wohl wieder mit seinem Packen weiter!«

»Na – was salbadert ihr beiden denn da?« sagte der Neuangekommene, nachdem er das Bündel abgeworfen und auf der hölzernen Bank neben den andern Platz genommen hatte.

»Wir sprechen von Engelstoft.«

»Das hab' ich mir ja gedacht. Ja, der ist bald fertig, der arme Kerl! Habt ihr denn auch das Allerneuste gehört?«

»Meinst du das, was heut' in der Zeitung steht?«

»Ne, – ich meine das, was da drüben im Reisestall beim Krug steht – das, was vorhin da 'reingefahren is!«

»Wer is das denn?«

»Das is Engelstoft sein neuer Landauer, den er vergangen Jahr gekauft hat. Sie erwarten heut' abend noch hohen Besuch in Sofiehøj.«

»Woll den Amtmann?«

»Den Amtmann – ne, höher 'rauf, mein Freund.«

»Doch nich den neuen Bischof?« fragte der Alte ganz benommen.

»Ne, – noch höher 'rauf!«

»Ach was, Unsinn! Du willst uns doch nich vorreden, daß es der König selbst is?«

»Ne, – noch höher 'rauf!«

»Nanu, du treibst Fastnachtsscherz um Michaeli, Wolle. Damit hast du hier kein Glück. Na, was soll denn aber heut' abend kommen, wenn du es doch weißt?«

»Dem Teufel seine Urgroßmutter in eigener Hoheit, – wenn ihr mich nu verstanden habt!«

»Die Kröte!« riefen beide Bauern wie aus einem Munde aus und erhoben sich förmlich von ihren Sitzen.

»Ja, so is es und nich anders! Sie und die Tochter kommen jetzt mit dem Zuge. Kutscher Jens hat es mir erzählt. Der Kaplan saß im Wagen, der soll sie in Empfang nehmen.«

»Ja, ja, – der Tod versöhnt«, sagte der alte Bauer nach kurzem Schweigen und nickte vor sich hin.

»Und das is sehr gut«, fiel ihm der andere in die Rede. »Denn es war eigentlich schrecklich, zu denken, daß er davongehen sollte, ohne daß sie sich vertragen hätten. Aber ich hätt' der Kröte wirklich nich so viel Herz zugetraut.«

Die Tür nach der Landstraße hinaus tat sich von neuem auf, diesmal, um den Kaplan, einen jungen Mann mit glatt rasiertem Gesicht, das ein tiefer Ernst prägte, einzulassen. Die drei Männer auf der Bank lüfteten ihre Hüte unter jenem ehrfurchtsvollen Schweigen, das der Anblick eines Geistlichen unter der ländlichen Bevölkerung noch immer hervorruft. Zerstreut, aber mit großer Höflichkeit erwiderte er ihren Gruß und begann im Wartesaal auf und nieder zu gehen, die Hände tief in die Rocktaschen vergraben.

»Wir können den Zug wohl bald erwarten?« fragte er kurz.

»Ja, gemeldet is er«, antworteten die drei Männer im Chor, sie verfolgten ihn bei dieser Wanderung durch den Raum mit starren Augen, während die Lippen sich vor Fragebegier unwillkürlich bewegten.

Alle wußten, daß dieser ganz junge Pfarrer, der vor nicht gar langer Zeit hierher in die Gegend gekommen, in der letzten Zeit täglich in Sofiehøj gewesen war und großen Einfluß auf den Gutsbesitzer gewonnen hatte. Der Hausierer flüsterte den andern zu – was sich auch in der Tat so verhielt – daß ihm im wesentlichen das Verdienst gebühre, eine Annäherung zwischen den geschiedenen Ehegatten herbeigeführt zu haben. Engelstoft war bisher, ebenso wie seine Gattin, nicht gläubig gewesen. In diesem *einen* Punkt waren ihre Anschauungen einigermaßen übereinstimmend gewesen. Und doch war in ihrem Verhältnis zu der Kirche *der* Unterschied, daß Frau Engelstoft ihren Bruch mit derselben offen bekannte, während der Gutsbesitzer aus Rücksicht auf den alten Propst, der ihn getauft und konfirmiert hatte, wie auch überhaupt, um kein Ärgernis zu erwecken, sich regelmäßig ein paarmal in dem geschnitzten Betstuhl auf dem Chor sehen ließ, der ihm als Rittergutsbesitzer und Patron der Kirche vorbehalten war, und

wo er während des ganzen Gottesdienstes einen verzweifelten Kampf mit dem Schlaf kämpfte.

Aber seit dem plötzlichen und qualvollen Tode seiner Braut, und namentlich nachdem er selber krank geworden war und sich von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes überzeugt hatte, empfand er ein immer stärkeres Bedürfnis nach dem Trost der Religion; und gerade, weil ihm der Kaplan ein Fremder war, den er nur in seiner Eigenschaft als Geistlichen kannte, den er nie an einer wohlbesetzten Tafel oder als vierten an einem Spieltisch gesehen hatte, besaß der junge Mann von vornherein weit bessere Bedingungen, um ihm Zutrauen einzuflößen und seine Aufmerksamkeit durch seine Worte zu fesseln, als der alte Propst, der immer eine auffallende Schwäche für alles gehabt hatte, was schwer im Magen und in der Tasche lag.

Als der Kaplan zum erstenmal mit ihm über seine Frau redete und mit der größten Vorsicht die Möglichkeit einer Versöhnung berührte, hatte ihn der Gutsbesitzer sofort unterbrochen, er wolle kein Wort davon hören. Aber allmählich, als die Kräfte schwanden, hatte die Angst vor dem Tode den einsamen Mann demütig gemacht, und so war es denn in stillschweigendem Einverständnis mit ihm geschehen, daß der Kaplan an Frau Engelstoft schrieb, ihr erzählte, wie die Sachen standen, und sie bat, mit ihrer Tochter herzukommen, ehe der Tod die endgültige, unwiderrufliche Scheidung oder die ewige Vereinigung vollzog. Als nach Verlauf von acht Tagen keine Antwort eingetroffen war, schrieb der Kaplan nochmals einen Brief, in dem er sie noch flehentlicher bat, doch die letzte Bitte eines Sterbenden zu erfüllen. Auch nach Absendung dieses Briefes verstrichen mehrere Tage, ohne daß eine Antwort erfolgte. Endlich, diesen Morgen, war die Beantwortung in Form eines kurzen Telegramms gekommen: »Komme mit dem Abendzuge.«

In diesen Minuten, während er auf den Zug wartete, beschäftigten sich die Gedanken des jungen Pfarrers namentlich mit der Tochter. Obwohl Fräulein Esther nicht viel mehr als ein Kind war, als er sie zuletzt gesehen hatte, und ihre Bekanntschaft nur kurz und flüchtig gewesen war, hatte er eine sehr lebhaftere Erinnerung von dem jungen Mädchen bewahrt, und weit mehr, als er sich selber eingestehen wollte, hatte diese Erinnerung an sie ihn in seinem Eifer bestärkt, das zerrissene Band zwischen den Eltern von neuem zu knüpfen.

Die Landleute auf ihrer hölzernen Bank hatten eine Weile flüsternd dagesessen. Jetzt sagte der große Bauer laut und zu dem Pfarrer gewendet:

»Heut' abend kommt wohl noch Besuch für Sofiehøj?«

Der Kaplan hemmte seine Schritte, strich sich mit der Hand über das Gesicht, um sich zu sammeln, und antwortete darauf in sehr freundlichem Ton:

»Ja, – es wird Besuch erwartet.«

Um aber weiteren Fragen zu entgehen, wandte er sich im selben Augenblick um und ging durch die Glastür auf den Bahnsteig hinaus.

Indessen hatte sich das Gerücht von der Ankunft der Kröte aus dem Reisestall des Kruges bis in die umliegenden Häuser und Gehöfte verbreitet und überall das größte Aufsehen erregt. Aus allen Richtungen schlenderten Leute nach dem Bahnhof, die Knechte mit ihren langen Pfeifen, die Mädchen mit Tüchern um den Kopf, lachend und

schwatzend. Als der Zug endlich klappernd vor den Bahnsteig einlief, stand dieser halb voller Neugieriger, die sich drängten und den Hals ausreckten, um zu sehen.

»Da is sie!« ertönte es aus dem Gedränge, als sich ein Abteil erster Klasse in einem der hintersten Wagen auftat und eine dunkel gekleidete Dame mit einem von den Schultern herabhängenden Pelzmantel ausstieg.

Alle, die sie von früher her kannten, sahen sogleich trotz der kärglichen Beleuchtung, wie sie gealtert hatte. Die dichten Haarlocken über der Stirn waren fast grau. Aber die Haltung war unverändert, und selbst in der Entfernung empfanden die Leute die eigentümliche Macht, die in dem Blick aus ihren großen, hellen, stark gewölbten Augen lag.

Der Kaplan trat jetzt herzu und entblößte sein Haupt.

Frau Engelstoft oder Frau van Decken-Engelstoft, wie sie sich seit der Scheidung genannt hatte, erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß, ohne ihm jedoch die Hand zu reichen. Als sie im selben Augenblick die herbeigeströmte Menschenmenge vor der Tür des Wartesaals gewahrte, stieg ein scheuer Ausdruck in ihren Augen auf, und sie zog den Schleier ihres Hutes vor das Gesicht.

Der Kaplan, der noch in das Abteil hineingeguckt und dasselbe leer befunden hatte, rief plötzlich ganz erschreckt aus:

»Aber ist denn Fräulein Esther nicht mitgekommen?«

»Nein, ich bin allein«, antwortete sie und wandte sich ab, um ihrer Kammerjungfer, die zugleich aus einem Abteil neben dem ihrigen gestiegen war, einen Befehl zu erteilen. Dann ging sie mit schnellen Schritten gerade auf den Wartesaal zu, wo der neugierige Menschenhaufe unwillkürlich vor ihr zurückwich. Einzelne der Männer lüfteten sogar die Mützen.

Mit einem ganz verwirrten Gesichtsausdruck folgte ihr der Kaplan auf den Fersen.

»Aber Ihr Fräulein Tochter kommt doch wohl später?« fragte er stammelnd, indem sie durch den leeren Wartesaal schritten.

»Wie gesagt, – ich komme allein,« wiederholte sie kurz. »Wo ist der Wagen?«

Vor dem Stationsgebäude hielt ein geschlossener Landauer mit einem umfangreichen Kutscher, der scheu zu seiner ehemaligen Herrin hinuntersielte, während er mit der Peitsche grüßte. Frau Engelstoft, die nicht einmal nach dem Befinden des Kranken gefragt hatte, setzte sich mitten auf den breiten Vordersitz, um die Nachbarschaft des Kaplans zu vermeiden. Nachdem dieser deswegen ihr gegenüber Platz genommen hatte, erhielt die Kammerjungfer, die zu dem Kutscher hinaufsteigen wollte, von ihrer Herrin den Befehl, sich in den Wagen hineinzusetzen, – offenbar in der Absicht, jede vertraulichere Unterhaltung unmöglich zu machen.

Es wurde denn auch während der fast zweistündigen Fahrt nicht ein einziges Wort gewechselt. Von bösen Ahnungen bedrückt, saß der junge Geistliche in die Wagenecke gepreßt, die Hände auf dem Schoß gefaltet, und starrte schwermütig und unruhig in die Finsternis hinein.

II

Gutsbesitzer Engelstoft saß halbaufgerichtet in dem schweren Mahagonibett, auf Kissen gestützt, die so hoch um ihn her aufgestapelt waren, daß auch das todesmüde Haupt ein wenig Ruhe finden konnte. Er saß im Schatten eines Schirmes, der zwischen ihm und einer hohen Lampe, die auf einem Tisch neben dem Kopfbende stand, aufgestellt war.

Neben dem Bett saß ein kleiner korpulenter Mann und las laut aus einem großen Dokument vor. Es war der Bruder der verstorbenen Braut, der Realschuldirektor Brandt.

Er hatte sich mit dem Rücken nach der Lampe und so dicht unter dieselbe gesetzt, daß seine Gestalt trotz des Schirmes voll beleuchtet wurde. Zusammen mit dem Tische, einem Stück der Tapete und einem weißen Kachelofen, der eine Ecke des Zimmers ausfüllte, bildete er einen scharf begrenzten Ausschnitt in dem großen, hohen Raum, dessen oberer Teil im Halbdunkel lag.

In einer anderen Ecke stand eine Tür zu einem Seitenzimmer angelehnt, wo die Krankenpflegerin mit einer Tasse Schokolade saß und Patience legte.

Das Dokument, aus dem der Schuldirektor vorlas, war jenes Testament, von dem die Zeitungen erzählt hatten, und kraft dessen der Gutsbesitzer Sofiehøj und die Hälfte des dazu gehörigen Grund und Bodens zur Errichtung eines Rekonvaleszentenheims für Frauen vermachte. Der Schuldirektor selber hatte es in Verein mit Rechtsanwalt Sandberg nach einem Entwurf ausgearbeitet, den Engelstoft diktiert hatte; und in Wirklichkeit war er es auch, der ursprünglich dem Schwager die Idee zu dem großen Wohltätigkeitswerk eingebläht hatte, wie auch seine Beharrlichkeit den wankelmütigen Gutsbesitzer nach vielem Hin- und Herreden bewogen hatte, endlich Ernst mit der Verwirklichung zu machen.

Deswegen konnte der brave Schulmann sich auch nur schwerlich eine Gelegenheit entgehen lassen, sich selber das feierlich formulierte Dokument verlesen zu hören.

Obwohl es dem Schwager bereits mehrmals vorgetragen war, hatte er heute abend eine unbedeutende Hinzufügung zu den Bestimmungen benutzt, um mit volltönender Stimme alle die siebenundachtzig Paragraphen zu verlesen, und er war noch immer so zufrieden mit seinem Werk, so erfüllt von Bewunderung für die Klarheit der Abfassung, für die Reinheit, die Kraft und den Wohlklang der Sprache, daß er die Unruhe, die den Kranken allmählich ergriffen hatte und ihn wieder und wieder veranlaßte, die schweren Augenlider aufzuschlagen und zu dem Papier hinüberzuschielen, gar nicht bemerkt hatte.

Der brave Schulmann hatte nun auch noch einen anderen Grund, mit seinem Werk zufrieden zu sein. Er war nämlich selber in dem Testament des Schwagers nicht vergessen worden. Zusammen mit ein paar anderen ehrenwerten Männern war er zum Vorsteher des geplanten Frauenheims ernannt, und überall in den siebenundachtzig Paragraphen mit dazugehörigen Nebenparagraphen waren verschiedene kleine Bestimmungen verborgen, die jede an und für sich einen höchst unschuldigen Eindruck machten, zusammen aber ganz ansehnliche Einkünfte sowohl an Geld als in Form von

Naturallieferungen für jedes Vorstandsmitglied bildeten. Außerdem waren er und Rechtsanwalt Sandberg zu Testamentsvollstreckern des gesamten Nachlasses ernannt, was auch eine erhebliche Summe abwerfen würde.

Der Kranke lauschte der Vorlesung schließlich gar nicht mehr. Schon ein paarmal hatte er den Schwager unterbrochen, indem er mit seiner heiseren, flüsternden Stimme fragte, wieviel Uhr es sei. Jetzt öffnete er abermals die glanzlosen Augen, um die Frage zu wiederholen, als er im selben Augenblicke die Uhr in dem Zimmer schlagen hörte, in dem die Krankenpflegerin saß, und gleich darauf erklangen sieben leise, schnelle Schläge, gefolgt von einer Reihe klingender Silberglöckentöne von einer anderen Uhr in dem großen, leeren Saal an der entgegengesetzten Seite.

Nach einer kleinen Weile erscholl auch die schwere melancholische Grabstimme der Turmuhr.

Der Kranke hatte die Augen wieder geschlossen, und seiner Brust entrang sich ein langer erleichternder Seufzer. Er wußte, daß jetzt der Zug an der Station sein mußte. Jetzt nur noch eine Stunde, und er würde den Wagen durch das Hoftor rasseln hören. Mochte dann der Tod kommen, er würde ihn nicht mehr allein finden. Mit der angsterfüllten Selbstsucht des Sterbenden war es ununterbrochen dies eine, um das sich seine Gedanken drehten, – daß er jetzt nicht allein sterben würde. Keine fremde Hand würde ihm die Augen schließen. Liebe Stimmen würden bis zuletzt an sein Ohr bringen.

»Nun, lieber Freund,« rief der Schuldirektor aus, als die Vorlesung endlich beendet war, und legte mit großer Vorsicht das schön geschriebene, in einem prachtvollen, korngelben Umschlag eingeschlossene Dokument zusammen. »Dein Wille ist also hiermit vollzogen. Deine eigene Unterschrift und die der Zeugen, der Stempel usw. – alles in gehöriger Ordnung. Solltest du noch irgendwelche Nachträge wünschen, werde ich es mit Freuden übernehmen, sie auszuführen. Ich bitte dich überhaupt, nicht zu vergessen, daß du in jeder Hinsicht über mich verfügen kannst.«

»Danke, – – danke,« stammelte der Kranke, noch ganz geistesabwesend.

»Keinen Dank, lieber Freund! Ich freue mich über das Vertrauen, das du mir in meiner Eigenschaft als Bruder unserer geliebten Sophie erwiesen hast. Ich hoffe, du wirst nach wie vor überzeugt sein, daß ich mich dieses Vertrauens nicht unwürdig erwiesen habe.«

»Guter Freund!« flüsterte Engelstoft und reichte dem Schwager seine magere, kalte Hand. »Ich werde nie vergessen, was du mir in dieser schweren Zeit gewesen bist. – – Wäre sie nur bald vorüber!«

»Nur nicht so erregt, lieber Engelstoft! Mit Gottes Hilfe und allen Prophezeiungen der Ärzte zum Trotz kannst du immer noch ein alter Mann werden. Das hoffen wir alle! – – Aber sage mir doch, wo hast du dir gedacht, das Testament aufzubewahren? Würde es eigentlich nicht das Richtige sein, es Sandberg zur Aufbewahrung zu geben? Es durch ihn z. B. auf der Bank deponieren zu lassen?«

»Lege es nur in den Schrank zu den anderen Papieren in dem mittleren Schubfach, – du weißt ja. – Die Schlüssel liegen hier aus dem Tisch.«

»Nun ja, das mag allenfalls gehen, der Schrank ist ja garantiert feuerfest.«

Auf knarrenden Stiefeln ging der Schuldirektor nach der entgegengesetzten Ecke hinüber und öffnete hier zwei kleine eiserne Türen, die zu einem eingemauerten Schrank mit verschiedenen offenen und geschlossenen Fächern führten, der außer dem beweglichen Vermögen des Gutsbesitzers das Familienarchiv, Kaufbriefe, Pachtkontrakte und dergleichen enthielt. Obwohl es nicht das erstemal war, daß ihm das Vertrauensamt übertragen war, diese Schatzkammer zu öffnen, und trotz seiner Überzeugung, daß er binnen wenigen Tagen selbständiger Mitadministrator der ganzen Herrlichkeit sein würde, ward es ihm schwer, seine Neugierde zu bezwingen, geräuschlos ließ er seine kleinen wurstrundlichen Finger ein Bündel Wertpapiere durchblättern, die in einem offenen Raum über dem angegebenen Schubfach lagen.

Als er wieder am Bette stand, sagte er in teilnehmendem Ton, indem er das Schlüsselbund an seinen alten Platz legte:

»Bist du müde, lieber Freund?«

Engelstoft schüttelte den Kopf und fragte abermals, wieviel Uhr es sei. –

»Die Uhr? Sie ist acht Minuten über sieben. Du hast mich übrigens eben erst danach gefragt. – Erwartest du jemand?«

Der Kranke schlug plötzlich beide Augen auf. Es fiel ihm ein, daß der andere ja noch nichts wußte. Aus einer Art Furcht hatte er sich nicht dazu entschließen können, ihm zu erzählen, was in Aussicht stand. Er war bange, daß der Schwager sich im Andenken an seine Schwester durch die Rückkehr der geschiedenen Frau gekränkt fühlen könne, – er wußte, wie empfindlich er in diesem Punkte war. Nur durch sein beständiges Sichberufen aus seine Gefühle für die Verstorbene und durch sein Bestreben, die Ehrfurcht von ihrem Andenken gleichsam zu verkörpern, hatte der Direktor allmählich eine so ungewöhnliche Macht über den willensschwachen Gutsbesitzer gewonnen.

Auch jetzt kam es zu keiner Aussprache zwischen ihnen. Die Pflegerin, die des Patienten wegen unruhig über den langen Besuch des Schuldirektors geworden war, und die namentlich um jeden Preis ein Zusammentreffen zwischen ihm und der Frau Engelstoft schon an diesem ersten Abend verhindern wollte, hatte schnell entschlossen Befehl erteilt, daß sein Wagen angespannt werden solle, und kam nun, um zu melden, daß die Pferde aus dem Stall gezogen seien.

»Schon jetzt? Aber ich habe Lars doch gesagt, ich wollte erst um acht Uhr fahren.«

»Dann muß Lars den Herrn Schuldirektor wohl mißverstanden haben, – oder er hält es nicht für ratsam, der Dunkelheit halber so spät zu fahren.« –

»Ja, ja, er mag recht haben. – Es ist vielleicht auch nicht richtig, den lieben Patienten so lange zu ermüden. Wollen Sie, Schwester Bodil, also die Güte haben, Lars sagen zu lassen, er solle nur vorfahren. – –

Und nun, lieber Freund, so Gott will, siehst du mich morgen wieder, falls dein Wagen mich holen kann. Da ist sicher dies oder jenes, wobei ich dir behilflich sein kann. Wenn ich nicht irre, sprachst du einmal davon, daß du deine Bestimmungen über dein Silberzeug und deine Pretiosen niederzuschreiben wünschtest? – Nun aber heute nicht mehr! – Eine gute, ruhige Nacht, lieber Freund, und auf Wiedersehen!«

Als der Schuldirektor weggefahren war, kehrte Schwester Bodil zurück, um sich nach dem Kranken umzusehen, den jetzt heftige Gewissensbisse quälten, weil er nichts

gesagt hatte. Er hatte den Schwager im letzten Augenblick zurückhalten wollen, um sich ihm zu erklären, aber die Kräfte hatten ihm versagt.

»Wollen Herr Engelstoft nicht versuchen, ein wenig zu ruhen?« fragte die Pflegerin. »Das würde Ihnen sicher gut tun, Sie sehen ein wenig angegriffen aus. Und in einer Stunde sind ja die gnädige Frau und das gnädige Fräulein hier.«

»Ja, – ja freilich!«

»Soll ich die Kissen nicht wegnehmen? Dann ruhen Sie besser.«

»Ja, nehmen Sie sie nur weg! Au, au! Stoßen sie mich doch nicht so hart an, als wenn ich ein Holzklotz wäre. Ich lebe ja doch noch!

Und warum haben Sie mir meine Medizin nicht gegeben, Schwester Bodil?«

»Der Doktor meinte, Sie sollten sie heute abend nicht mehr nehmen.«

»Ach, der Doktor, der sagt so viel! – Er sollte mir lieber helfen.«

Schwester Bodil näherte ein Glas Eiswasser seinem Munde, er aber machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

»Lassen Sie mich in Ruhe,« sagte er.

Der früher stets so ruhige gutmütige Mann war ein schrecklich ungeduldiger Patient geworden. Mit Ausnahme des Schwagers konnte es ihm niemand recht machen. Und je deutlicher er das erstarrende Eis des Todes in seinem Herzen fühlte, um so unliebenswürdiger hatte ihn die Angst vor der Auflösung gemacht. Wie alle seine eigenen Gedanken sich bei Tag und bei Nacht um das bevorstehende Ende drehten, meinte er, daß auch alle anderen ausschließlich darauf bedacht sein müßten, ihm diesen letzten schweren Schritt durch die enge Pforte des Todes zu erleichtern.

Nach Verlauf von wenigen Minuten rief er aber doch mit einer gleichsam um Verzeihung bittenden Stimme nach Schwester Bodil.

»Setzen Sie sich ein wenig zu mir. Ich finde doch keine Ruhe. – Wieviel Uhr ist es jetzt?«

»Es schlug vor einem Augenblick halb acht. Haben Herr Engelstoft das nicht gehört?«

»Ja, das ist wahr. – Haben Sie nachgesehen, ob in dem Zimmer meiner Fr– ob in Frau Engelstofts Zimmer eingezogen ist? Es darf nicht warm sein, nur überschlagen. Und dann sorgen Sie doch dafür, daß die blauen Pantoffeln meiner Tochter, die sie damals, als sie abreiste, hier vergessen hat, – daß sie an ihrem Bett stehen, so daß sie sie gleich sieht.«

»Das soll besorgt werden.«

Er schloß die Augen eine Weile und fing an, von seiner Tochter zu sprechen. Er hatte bisher der Pflegerin gegenüber weder ihren noch der Mutter Namen jemals erwähnt. Das heißt, im Schlaf hatte er zuweilen seine Sehnsucht nach ihnen verraten. Ein paarmal war es sogar vorgekommen, daß die Pflegerin ihn hatte wecken müssen, weil er laut im Traum schluchzte und ihre Namen rief. Aber seit heute vormittag, nachdem er das Telegramm empfangen, hatte er mehrmals von ihnen beiden gesprochen. Namentlich beschäftigten ihn Erinnerungen aus der Verlobungszeit und von der Hochzeitsreise, und er erzählte davon, weil ihm offenbar darum zu tun war, Schwester

Bodil ein anderes Bild von seiner Frau zu geben, als es das Gerede der Leute ihr ausgemalt hatte.

Lange hintereinander hatte er seine Gedanken freilich nicht von sich und seinem Zustand fernhalten können, auch fehlte ihm die Fähigkeit, dem, was er sagen wollte, einen richtigen Ausdruck zu verleihen. So kam er auch jetzt nicht weit in seiner Erzählung. Die Angst und die Todesmattigkeit überwältigten ihn von neuem und verdunkelten sein Bewußtsein.

Er bat um etwas zu trinken, ehe er es aber erhielt, war er schon eingeschlafen.

Er schlief noch, als der Wagen aus den Hof rollte. Und als er nach nochmals zehn Minuten nicht erwacht war, und Schwester Bodil das Geräusch von Türen hörte, die geöffnet wurden, und von Stimmen, die sich näherten, hielt sie es für das Richtige, ihn zu wecken.

In demselben Augenblick, als er die Augen aufschlug, kam die Haushälterin leise aus dem Saal herein, einen brennenden Armleuchter in der einen Hand. Mit der anderen Hand hielt sie die Tür hinter sich offen, und gleich darauf traf Frau Engelstoft ein. Sie war ganz in Schwarz gekleidet und hatte Hut und Handschuhe nicht abgelegt.

Auf einen Wink von ihr schlich die eingeschüchterte Haushälterin wieder fort und schloß geräuschlos die Saaltür hinter sich. Gleichzeitig zog auch Schwester Bodil sich zurück, nachdem sie schweigend und mit tiefer Neigung des Kopfes begrüßt hatte.

Der Kranke konnte vor Gemütsbewegung kaum die schwarze Gestalt unterscheiden, die sich langsam durch das Zimmer auf ihn zu bewegte und einen Augenblick im Halbdunkel am Fußende des Bettes stehen blieb und ihn ansah. Seine Augenlider senkten sich unwillkürlich. Fast wie eine Leiche lag er steif ausgestreckt unter der Bettdecke, ohne sich zu rühren.

Es war freilich ein wenig Verstellung bei dieser totenähnlichen Hilflosigkeit.

Wie so viele andere Kranke, die ihr Leiden übertreiben, um Mitleid zu erwecken, hatte auch er sich daran gewöhnt, Leuten gegenüber, die ihn besuchten, seine Hilflosigkeit zur Schau zu stellen. In diesem Falle benutzte er sie außerdem noch als Schild oder Maske für die Unsicherheit, die ihn überkam, als er derjenigen, die er so tief gekränkt hatte, wieder begegnete.

»Bist du es, Thora?« fragte er mit schwacher, klangloser Stimme. Sie trat jetzt in den Lichtkreis, den die Lampe an der einen Seite seines Bettes verbreitete.

»Guten Abend,« sagte sie und stützte sich mit der Hand auf die Lehne des Stuhles, auf dem der Schuldirektor vorhin gesessen hatte. Ihr Gesicht war unveränderlich ruhig, aber sehr bleich. Auch die Stimme hatte ein wenig gezittert.

»Hab' Dank, daß du gekommen bist, Thora,« fuhr er fort und reichte ihr seine weiße, kalte, knöchelige Hand.

Sie besann sich einen Augenblick, ehe sie sie ergriff. Sie hatte sich nicht gedacht, daß ihr Wiedersehen so sein würde. Aber das Mitleid erstickte in diesem Augenblick alle anderen Gefühle in ihrer Brust.

Ihre Phantasie hatte sich überhaupt gar nicht damit beschäftigt, im welchem Zustand sie ihn finden würde. Es waren ganz andere Gedanken gewesen, die sie auf der fast

tagelangen Reise hierher erfüllt hatten. Deswegen schauderte sie jetzt unwillkürlich bei dem Anblick dieses eingetrockneten wachsgelben Körpers, – dem Skelett der einstmals so muskulösen Gestalt, die sie in ihrer Jugend mit flammender Seele und heißem Blut geliebt hatte.

Daß er dies wirklich war! Daß diese weichen, bläulichen Hautlappen, die die vorstehende Zahnreihe umgaben, dieselben Lippen waren, die sie einstmals schwellend unter sinnberauschenden Küssen auf ihrem Munde gefühlt hatte.

»Wo hast du Esther? – Warum kommt sie nicht herein?«

Er hatte dieselbe Frage schon einmal getan, ohne daß sie ihm geantwortet hatte. Auch jetzt zögerte sie.

Sie war in diesem Augenblick nahe daran, zu wünschen, daß sie doch dem Flehen der Tochter nachgegeben und sie gleich mit hierher genommen hätte. Sie dachte sogar darüber nach, ob sie ihm nicht durch irgend welche Ausflüchte die Enttäuschung ersparen und heute abend noch den Streit vermeiden könne. Aber dann fiel ihr ein, daß mit dem Hinausschieben Gefahr verbunden sei. Er sah aus wie ein Sterbender. Vielleicht würde er die Nacht nicht überleben. Und gerade um Esthers willen durfte sie nicht schwach sein. Sie hatte hier eine größere Mission als nur die, Barmherzigkeit zu erzeugen.

»Esther?« entgegnete sie mit fester Stimme. »Sie ist zu Hause.«

»Zu Hause? – – Zu Hause, Thora? – – Aber sie kommt doch? – Mit dem nächsten Zuge, nicht wahr? – Morgen?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht.«

Der Kranke richtete sich plötzlich ohne fremde Hilfe auf dem Ellenbogen auf. Während die eine bange Ahnung gleichsam die andere noch schrecklichere erzeugte, brachte er mit heiserer Stimme hervor:

»Du weißt es nicht! – – Was soll das heißen, Thora? – Weshalb bist du denn gekommen? – – Und warum seid ihr denn nicht früher gekommen? – – Warum hast du den ersten Brief nicht beantwortet?« – –

Frau Engelstoft zögerte wieder mit der Antwort. Sie hatte sich auf den Stuhl gleiten lassen, wo sie in einer vornübergebeugten Stellung saß, die eine schwarzbehandschuhte Hand unter der Wange, und sah zur Seite, um seinen Blick zu vermeiden.

»Hattest du mich wirklich erwartet, Niels? – Damals, als wir zuletzt miteinander sprachen, dachtest du doch auch wohl nicht, daß wir uns jemals wieder treffen würden, am wenigsten auf Sofiehøj. Wir haben ja nichts mehr miteinander gemein. Du hast es ja damals selber so gewünscht. Und ich habe deinen Wunsch erfüllt. Was verlangst du noch weiter?«

Der Kranke war wieder in die Kissen zurückgesunken und hatte mit einer völlig mutlosen Bewegung beide Arme schwer auf die Steppdecke fallen lassen.

»Ganz die Alte!« sagte er, indem er das Gesicht abwandte. »Das hätte ich doch wissen können! – du fängst da wieder an, wo du aufgehört hast.«

»Was, meinst du eigentlich, hätte mich wohl verändern sollen?« fragte sie nach kurzem Schweigen. »Denn du konntest doch eigentlich nicht erwarten, daß das, was hier auf Sofiehøj nach Meiner Abreise geschehen ist, mir unser Verhältnis in anderm Lichte erscheinen lassen wurde. – Und doch! Gewissermaßen bin ich wirklich eine andere geworden, als die du kanntest. Du siehst es selber, ich spreche jetzt ganz leidenschaftslos. Bin vollkommen ruhig. Die Gleichgültigkeit gegen dich und dein Wohlergehen, die du mir einstmals so aufrichtig wünschtest, – um deines eigenen Seelenfriedens willen, vermute ich, – die habe ich mir wirklich beinahe erkämpft. In der Beziehung kannst du also getröstet sein.«

»Was willst du von mir? Weshalb bist du gekommen? – Kannst du es wirklich übers Herz bringen, einen sterbenden Menschen zu peinigen, so mache doch wenigstens die Pein kurz.«

»Ich habe selber keinen anderen Wunsch, Niels! Am liebsten hätte ich mich so fern wie möglich von hier gehalten. Selbst du wirst verstehen können, daß es nicht so ganz leicht für mich gewesen ist, mich zu dieser Reise zu entschließen – die Stätte wiederzusehen, wo ich siebzehn Jahre lang doch eine Art Heim gehabt habe.«

»Weswegen bist du denn gekommen? Um meinetwillen war es also nicht!«

»Ach ja, – auch um deinetwillen. – Auch um deinetwillen, Niels.«

Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

»Ich las gestern abend in einer Zeitung etwas von einem Testament, das du gemacht haben sollst.«

Der Kranke erwiderte nichts hierauf. Er hatte allmählich von selber den Grund ihres Kommens begriffen.

»Verhält es sich wirklich so, wie das Blatt schrieb?«

»Ja.«

»Du wirst natürlich begreifen, daß ich nicht aus Langerweile frage. Auch nicht, weil ich irgendeine Forderung an dich zu haben glaube. In meiner Eigenschaft als Esthers Mutter und Vormund frage ich danach.«

»Du kannst ja das Testament selber lesen, – – ich *wünsche* sogar jetzt, daß du es tust. Dann wirst du sehen, daß ich Esther nicht nur in freigebiger Weise alles das zuerteilt habe, was ihr dem Gesetze nach bei meinem Tode zukommt, sondern daß ich ihr auch für alle Fälle einen jährlichen Zuschuß aus Sofiehøj auf Lebenszeit gesichert habe.«

»Aber Sofiehøj selber soll also deiner Bestimmung nach in fremde Hände übergehen, – soll in eine Wohltätigkeitsanstalt, eine Art Frauenheim verwandelt werden?«

»Das ist meine Absicht, ja. Ich habe während meiner Lebzeit nicht genügend auf das Wort geachtet, das uns heißt, den Zehnten an die Armen zu geben. Deswegen erfülle ich jetzt meine lange versäumte Menschenpflicht. – Aber ich kann nicht soviel sprechen, Thora. Lies deswegen selber. Meine Schlüssel liegen hier auf dem Tisch. Du kennst ja den Schrank dort, – – in dem mittleren Schubfach, – – es hat einen gelben Umschlag –
–«

Sie besann sich einen Augenblick, erhob sich dann mit glühenden Wangen, nahm schweigend das Schlüsselbund vom Tisch und ging damit auf den eingemauerten

Schrank zu.

Als sie mit dem Dokument zurückgekehrt war und es zweimal durchgelesen hatte, das letzte Mal langsam, Paragraph für Paragraph, und in einer Erregung, die ihr das Blut aus den Wangen sog, sagte sie höhnend:

»Es ist genau so, wie ich es erwartet hatte! Dies alles hast du dir ja gar nicht selber ausgedacht. Und es ist nicht schwer, ausfindig zu machen, wer der Meister davon gewesen ist.– Ich verstehe nur nicht, weshalb die Stiftung ›Erholungsheim für schwächliche Frauen‹ genannt werden soll, da doch weder Herr Schuldirektor Brandt noch Herr Rechtsanwalt Sandberg oder irgend jemand von den Personen, die auf diesem Papier erwähnt sind, soweit mir bekannt ist, von zarter Gesundheit sind und jedenfalls sind sie doch keine Frauen! – Aber ich habe es gleich gewußt! Sobald ich die Mitteilung in der Zeitung sah, verstand ich, daß du das Opfer eines Betrugers gewesen warst. Ich kenne dich, Niels!«

Der Kranke richtete abermals den Oberkörper auf, indem er sich auf die Ellenbogen stützte.

»Das sind genau die Worte, die ich von dir zu hören erwartete. Ja, du bist wirklich in jeder Beziehung die Alte geblieben, – gleich mißtrauisch, gleich gehässig allem und allen gegenüber. Ich will gar nicht mehr mit dir über diese Dinge reden. Darum habe ich dich das ›Papier‹ nicht lesen lassen. Aber ich möchte dir doch, ehe ich sterbe, ein Wort sagen, Thora. Und nun kannst du mir wohl nicht mehr zutrauen, daß ich eine hinterlistige Absicht mit meiner Bitte habe. Dein Gemüt ist krank – ist lange krank gewesen. Und das kommt von dem Leben, das du führst, zurückgezogen von allen Menschen, ohne anderen Umgang, als deine eigenen verwirrten Gedanken. Ich bitte dich, Thora, – und es ist dies die Bitte eines Sterbenden – ich bitte dich um deiner selbst und um unseres Kindes willen, schließe dich den Menschen wieder an, und du sollst sehen, daß das Leben für euch beide glücklicher wird. Versprich mit, daß du – wenn auch nur auf kurze Zeit – die Einsamkeit und die Ungemütlichkeit da oben auf Agersögaard verlassen willst. Denke doch an Esther! Sie ist erst sechzehn Jahre alt! – Bekämpfe deine bitteren Gedanken! Laß sie dein und anderer Menschen Leben nicht vergiften. Sie haben Übel genug angerichtet! –«

Er konnte nicht mehr sprechen und sank atemlos und schweißbedeckt auf das Kissen zurück.

Frau Engelstoft saß da, den Ellenbogen auf ihr Knie gestützt; das vorgestreckte Kinn ruhte in ihrer hohlen Hand. Das Lampenlicht fiel gerade auf ihr Gesicht. Mit träumerischen Augen starrte sie zu der gelben unruhigen Flamme empor.

»Mißtrauisch nennst du mich.– – Ach ja. Das hat mich das Leben wohl gelehrt. Du hast aus Bequemlichkeit vorgezogen, dich nicht belehren zu lassen. Das ist der ganze Unterschied zwischen uns beiden. – Oder was meinst du selber? Ich war, wie du weißt, kaum vierzehn Jahre alt, als ich zusammen mit meiner Mutter und meinem Bruder Jean auf der Landstraße stand mit zwei nackten, leeren Händen, weil ein gewisser Schlingel die letzten Überreste unseres Heims in einer Nacht bei einem lustigen Champagnerfest verspielt hatte.«

»Thora! Thora! So sprichst du von deinem Vater!«

»So spreche ich von dem, der meiner Mutter Haar ergrauen machte, ehe sie dreißig Jahre alt war, und uns unseres Vermögens beraubte – zweihundertundvierzigtausend Kronen – um seine Buhlen in Seide kleiden zu können. So spreche ich von dem, der trotz alledem die Achtung aller Welt genoß und bis an seinen Tod von der guten Gesellschaft, ja, von dem Könige selber, geehrt wurde, – während Jean, der arme Junge, nach Amerika reisen und vor Hunger und Schande sterben mußte, weil er zwei armselige Markstücke aus der Kasse seines Prinzipals genommen hatte, um sich dafür zu amüsieren. Mißtrausch! – Ja, das bin ich – das ist wahr! Gott sei Dank! Denn das habe ich gelernt, daß von allen seltenen Dingen unter den Menschen die Redlichkeit das seltenste ist, und daß niemand in den Augen der Leute strafbarer ist, als derjenige, der das Verbrechen verfolgt und brandmarkt.«

Sie hatte, während sie sprach, unverwandt zu der Lampenflamme aufgesehen. Jetzt ließ sie ihre Augen zu dem Kranken hinübergleiten, der noch halb bewußtlos vor Ermattung mit abgewandtem Gesicht dalag.

»Nur ein einziges Mal, seit ich erwachsen war, vergaß ich mein Mißtrauen, Niels. Das war an jenem Johannisabend im Walde, als ich dir mein Jawort gab und glaubte, daß auch dein Wort für Zeit und Ewigkeit gelte. Ich vergaß damals wirklich auf kurze Zeit, daß auf das Wort eines Menschen, selbst auf das feierlichste, kein Verlaß ist, und daß Ja und Nein im Grunde die gleiche Bedeutung haben.«

Abermals richtete der bleiche Kopf sich ein wenig von den Kisten auf.

»Mich darfst du nicht anklagen, Thora! – – Gott ist mein Zeuge, daß mein Versprechen ebenso aufrichtig gemeint war wie das deine. Wer aber trägt die Schuld daran, daß es so ging, wie es ging? – – Mein Gewissen ist ruhig. Ich weiß, daß ich immer der nachgebende Teil gewesen bin – daß ich immer Versöhnung gesucht habe. Du aber wolltest Krieg! Und doch liebte ich dich, auch in deinem Zorn, – – das weißt du nur zu gut. Auch nicht in Gedanken bin ich jemals dir oder unserem Heim treulos gewesen, bis schließlich alles zwischen uns zusammenbrach. Vor des Allmächtigen Thron kann ich schwören –«

»Schwöre nicht, Niels! Du kennst dich selber nicht, hast dich nie gekannt! Du sagst, du hast mich geliebt, und ich glaube, daß es wahr ist. Aber treulos – das warst du in deinen Gedanken und in deinem Herzen von dem ersten Tage an, als wir einander hörten!«

»Was sagst du!«

»Nur die Wahrheit, Niels! – Ich habe nie mit dir darüber gesprochen, weil ich fühlte, daß du mich doch nicht verstehen würdest. Du fandest ja einmal, daß ich alles mißverstanden und alles verdrehte, da gab ich es auf, mich zu erklären. Jetzt sollst du aber doch wissen, wie bald schon ich begriff, daß das, was später geschah, sich vorbereitete. – Entsinnt du dich des Städtchens Immenstadt, wo wir ein paar Tage auf unserer Hochzeitsreise wohnten? Wir waren schon vier oder fünf Monate unterwegs gewesen, waren ermüdet von dem Reiseleben und sehnten uns nach Hause. Namentlich ich war wohl ungeduldig, denn Esther war um jene Zeit ja sozusagen schon da. Wir kamen am Abend dort an, und ich glaube bei Regenwetter und infolgedessen ein wenig übelgelaunt; was es aber sonst gewesen sein mag, was den Anlaß zu der Uneinigkeit zwischen uns gegeben hat, weiß ich wirklich nicht mehr, und das ist auch

einerlei. Ich weiß nur, daß wir an jenem Abend unsern ersten ernsten Streit hatten, und daß wir beide furchtbar erregt davon waren. Wir waren jung und verliebt. Wir hatten in einem einzigen, langen, tiefen Liebesrausch gelebt, und nun standen wir uns plötzlich mit verzerrten Zügen gegenüber und schleuderten uns beleidigende Worte wie ein paar gehässige Feinde zu. Ich will gern einräumen, daß ich wahrscheinlich am wenigsten rücksichtsvoll gewesen bin – das liegt nun einmal so in meiner Natur – aber in diesem Falle ist es durchaus nicht von Belang. Am nächsten Morgen hatten wir uns noch nicht wieder ausgesöhnt, aber beim Frühstück versuchtest du eine Annäherung, die ich wohl abgewiesen habe. Du sagtest dann – ich entsinne mich noch eines jeden Wortes – daß wir jetzt vergessen wollten, was geschehen sei, und du fügtest, um mich zu trösten, hinzu – beachte es wohl! – daß wir ja auch nicht unlöslich miteinander verbunden seien, und daß, wenn es sich wirklich herausstellen sollte, daß wir nicht so gut zueinander paßten, wie wir geglaubt und gehofft hatten, deswegen unser Leben und unser Glück nicht für immer verspielt zu sein brauche. – Was ich bei diesen Worten empfand, kann ich wohl nur unklar schildern. Es war, als ob die Sonne am Himmel mir plötzlich eine Grimasse zuschnitt. Was für mich unerschütterlich war wie die Grundfeste der Erde selber, das war deiner Auffassung nach nur ein Arrangement, das nach unserem Fürgutbefinden beliebig geändert werden konnte. Und da saß ich mit unserem Kind unter dem Herzen und wußte von diesem Augenblick an, daß du uns einmal, wenn die Versuchung an dich herantrat, verlassen würdest. Später fiel das Wort ›Scheidung‹ ja häufiger zwischen uns, – allemal aus deinem Munde, anfangs immer als Trost, später als Drohung. Aber das machte seinen Eindruck auf mich; ich war schon lange darauf vorbereitet. Du weißt selber, daß ich dich trotzdem nie mit Eifersucht geplagt habe, obwohl du mir oft Anlaß dazu gegeben hast. Ich wußte, ich hatte kein Recht über dich; und für unsere Gefühle haben wir überhaupt wohl selber keine Verantwortung. Eins aber tat ich, weil es mein Recht und meine Pflicht war. Ich suchte beizeiten mich und mein Kind zu schützen, indem ich, soweit dies in meiner Macht lag, für unsere Zukunft sorgte. Ich wollte nicht zum zweitenmal mit zwei leeren Händen auf die Landstraße hinausgestoßen werden und das Schicksal meiner Mutter teilen.«

»Das zu befürchten, hattest du wohl keinen Grund, Thora«, unterbrach er sie – er hatte während ihrer langen Rede ganz still dagelegen und mit geschlossenen Augen gelauscht – und es war nur ein milder Vorwurf in seinem Tone zu spüren.

»Ja, das kannst du jetzt wohl sagen. Aber vielleicht war trotzdem Grund vorhanden. Du hattest immer im Überfluß gelebt – – daher stammte ein gut Teil unseres Unglücks. Du hattest dich daran gewöhnt, das Geld mit vollen Händen auszustreuen, und wolltest das, was du meine ›Gespensterfurcht‹ vor der Armut nanntest, nie verstehen, konntest es mir nie verzeihen. Hat man sich aber einmal für das trockene Brot demütigen müssen, so lernt man, auch die Krumen zu achten.«

Sie schwiegen jetzt beide eine Weile, während die Uhr im Nebenzimmer die volle Stunde schlug und die andere drinnen im Saal ihre muntere kleine Walzermelodie ableierte. Als gleich darauf auch das Schlagwerk der Turmuhr durch das Haus geschallt war, fuhr Frau Engelstoft, die inzwischen wieder in dem Testament gelesen hatte, fort:

»Sage mir doch, Niels, würdest du wirklich den Mut gehabt haben, Esther zu erzählen, daß du – der du ihr gegenüber doch wohl etwas gutzumachen hattest – sie

nun auch enterbt, ihr Eigentum einer Bande von Dieben und Betrügern zum Raube hingeworfen hast?«

»Ich versichere dich, Thora, sie wird keine Not leiden. Ich habe ihr in reichlichem Maße alles gesichert, was ihr dem Gesetz nach zukommt, und noch ein gut Teil mehr obendrein.«

»Das brauchst du mir nicht zu sagen. Ich wußte im voraus, daß du das Gesetz auf deiner Seite hattest. Das pflegt man stets so einzurichten, wenn man eine Ungerechtigkeit begeht. Du hattest auch das Recht auf deiner Seite, damals, als du mich mit Schimpf und Schande aus meinem eigenen Hause vertriebst und mein Kind vaterlos machtest. Aber es gibt ungeschriebene Gesetze, Niels, die Rache üben! Und ich sage dir: du hast kein Recht zu dem, was du hier getan hast. Esther sei hinreichend gesichert, behauptest du. Woher weißt du das? Nichts ist sicher, alles kann zugrunde gehen, und man kann die Zukunft seiner Kinder nicht solide genug sichern. Aber selbst wenn das der Fall wäre? Sofiehøj ist Esthers Kindheitsheim. Hier hat das Kind die ersten sechzehn Jahre verlebt. Hier in diesem Zimmer ist sie geboren. Da ist sein Baum draußen im Garten, den sie nicht kennt und lieb hat. Ich weiß, daß alle ihre liebsten Erinnerungen mit diesem Gut, mit seinen Wäldern und Wiesen und Bächen verwachsen sind, mit denen allen sie auf ihre kindliche Weise zusammen gelebt, an die sie in Gedanken ihre ganze Zukunft geknüpft hat, in der festen Überzeugung, daß sie das alles einstmals mit dem Recht der Liebe und der Geburt ihr eigen nennen würde. Ich kann das so bestimmt sagen, weil ich weiß, wo sie in diesen langen Jahren der Landesflüchtigkeit mit ihren Träumen, mit ihrem Sehnen gewesen ist, das arme Kind! Und das alles willst du ihr rauben! Willst du von Fremden besudeln lassen!« –

Sie schwieg, weil sie erwartete, daß er etwas erwidern würde. Als er aber nichts sagte, fuhr sie fort:

»Und ich selber? Bist du noch immer der Ansicht, daß ich hier keine Forderungen geltend zu machen habe? Ja, ich weiß sehr wohl, als wir zuletzt miteinander sprachen und du deinen Rechtsanwalt zu Hilfe gerufen hattest, da zwanget ihr mich, Verzicht zu leisten. Das sei die Vorschrift des Gesetzes, sagtet ihr. Aber jetzt sind wir allein, Niels. Was uns damals trennte, ist nicht mehr. Und nun verlange ich wieder mein volles Recht für mich und mein Kind. Hörst du? Ich verlange, daß Sofiehøj ganz und ungeschmälert Esther als deiner einzigen, rechtmäßigen Erbin und mir als ihrer Mutter und Vormünderin zufallen soll. Ich stehe nicht von dieser Forderung ab! Es ist mein Recht und meine Pflicht!«

Der Kranke schwieg noch immer. Er war selber nie frei von Gewissensbissen wegen des Testaments gewesen, und nur das eifrige Zureden des Schwagers wie auch die Überzeugung, im Geiste des Christentums zu handeln, hatten ihn dazu vermocht, es zu errichten. Die Worte seiner Frau machten jetzt deswegen einen starken Eindruck auf ihn, obwohl ihr drohender Ton ihn empörte. Aber er war in diesem Augenblick gar nicht imstande, zu sprechen. Die Gemütsbewegung schnürte ihm wie mit eiserner Hand die Kehle zu. Das Blut sauste an seinen Ohren vorüber, und das Herz hämmerte ihm in der Brust und im Rücken.

Frau Engelstoft mißverstand indessen den Grund seines Schweigens.

»Verbrenne das elende Papier!« sagte sie jetzt völlig unbeherrscht, indem sie das zierliche Dokument des Schuldirektors in zerknittertem Zustand auf sein Bett warf. »Wirf es in den Ofen und laß es nicht von neuem Schande über uns alle bringen! Siehst du denn nicht ein, wie es uns verhöhnt und wie es dich selber brandmarkt! Willst du uns zum zweitenmal der Schande und der Entehrung preisgeben! Soll deine Tochter, wenn sie das Heim ihrer Kindheit nennen hört, über ihren Vater erröten, der es ihr stahl, um es zum ehrenden Andenken an die zu machen, an die – Dame, um derentwillen er ihre Mutter verstieß? – – Und du sagst, du hast ihr eine Jahresrente aus Sofiehøj gesichert. Wie hübsch von dir! Du mußt dir eine ganz eigenartige Vorstellung von dem Stolz deiner Tochter gebildet haben, wenn du glauben kannst, daß sie als Almosen annehmen wird, was ihr als Recht zukommt –«

Sie hielt inne, noch immer auf eine Erwiderung wartend.

Von dem Bett her drangen schwache, röchelnde Laute an ihr Ohr, und der weiße Kopf bewegte sich auf dem Kissen hin und her. Da begriff sie plötzlich, daß hier etwas vor sich gehe. Sie erhob sich und rief die Pflegerin, die beim ersten Blick sah, daß ein Krampf im Ausbruch war.

Schnell holte Schwester Bodil eine kleine Flasche aus ihrem Zimmer und zählte einige Tropfen auf einen Löffel.

»Schnell, schnell, so beeilen Sie sich doch«, rief Frau Engelstoft, die beim Anblick seiner Leiden ganz verwandelt war.

Schwester Bodil führte den Löffel an den Mund des Kranken. Aber es war zu spät. Die Lippen waren fest zusammengepreßt. Die Glieder erstarrten. Der Todesschweiß rann ihm in Strömen über das Gesicht.

Nach wenigen Minuten hauchte er das Leben aus, den Kopf gegen die Schulter der Pflegerin gestützt.

»Es ist vorbei!« sagte sie und legte den plötzlich erschlafften Körper vorsichtig in die Kissen zurück.

Unbeweglich, wie eine schwarzverhüllte Statue, stand Frau Engelstoft an der andern Seite des Bettes und stützte sich mit der Hand auf das hohe Fußende. Jetzt, wo er dahingegangen war – unwiderruflich in Gegenden entrückt, wo ihn ihre Stimme nicht mehr erreichte – ward es auch in ihrem eigenen Innern stille. Dieser tote Körper, unempfindlich für Liebe und für Haß, machte sie demütig. Die großen Gefühle des Lebens schwanden in einem einzigen Augenblicke dieser blassen Leiche gegenüber, deren Züge mit jeder Minute deutlicher den Stempel der steinernen Ruhe der Ewigkeit annahmen, zu etwas Bedeutungslosem dahin. Und plötzlich, als die Pflegerin hinausging, um das Hausgesinde zusammenzurufen, kniete sie neben dem Bette nieder und preßte einen Kuß auf die Hand des Toten, auf die Stelle, wo einstmal ihr Ring gesessen hatte.

Als sie Schwester Bodil in das anstoßende Zimmer zurückkehren hörte, erhob sie sich. Im selben Augenblick gewahrte sie das Testament, das vom Bett auf den Fußboden geglitten war, als sie es in ihrem Zorn auf die Bettdecke geworfen hatte, und dieser Anblick rief sie mit einem Schlage in die Wirklichkeit des Lebens zurück.

Blitzschnell – von einer Eingebung geleitet – griff sie nach dem Testament und hatte es gerade unter ihrer Kleidertaille geborgen, als die Pflegerin eintrat.

Jetzt erschienen auch die Haushälterin und der Guttschreiber ganz bestürzt. Später kamen der Verwalter und andere Gutsleute. Die ganze Nacht war die Leiche von Menschen umstanden, bis sich gegen Morgen das Gericht einfand und die Sachen des Verstorbenen versiegelte.

III

Mit großer Feierlichkeit und unter großer Teilnahme wurde Gutsbesitzer Engelstoft acht Tage darauf zur Erde bestattet. Obwohl das hergebrachte Begräbnisfrühstück infolge der Verhältnisse unterblieb, indem in der Bekanntmachung des Todesfalles ausdrücklich stand, daß die Beerdigung in aller Stille vom Kirchhof aus stattfinden würde, waren alle Wege um das kleine Dorf herum gegen zwei Uhr schwarz von Fußgängern und Fuhrwerken, die unter dem Läuten der Turmglocke der eine Strecke vor dem Dorfe hochgelegenen Kirche zustrebten.

In dem festlichen Sonnenschein schossen die Leute gleichsam aus der Erde auf. Die Hofplätze im ganzen Dorfe standen schließlich vollgepackt von allen Arten Wagen, von den lackierten Landauern der Provinzstadtmatadore bis zu den ungestrichenen Holzkarren der Häusler, und ringsumher auf den noch grünen Angern liefen die Pferde an ihrer angepflockten Leine hin und her und antworteten einander mit wiesenfrischem Wiehern.

Alle hatten es übrigens vorausgesagt, daß an dem Tage, wo man den Engelstoft begraben werde, sich die ganze Bevölkerung um seinen Sarg versammeln würde. Trotzdem konnte man dies Herbeiströmen von Menschen nicht ausschließlich als Äußerungen eines Bedürfnisses, dem verstorbenen Gutsbesitzer die letzte Ehre zu erweisen, auffassen, – es war auch eine gute Portion Neugier mit im Spiel.

Schon die Nachricht, daß »die Kröte« an das Sterbebett des Gutsbesitzers gerufen und wirklich erschienen war, hatte großes Aufsehen unter den Leuten wachgerufen, obwohl man lange etwas Derartiges erwartet hatte. Aber die Bewegung wuchs, als Frau Engelstoft nach des Gutsbesitzers Tode ruhig auf Sofiehøj wohnen blieb und das Ruder ergriff als diejenige, die sich dort wieder Macht und Gewalt erworben hatte. Gleich am Morgen nach Engelstofts Tode hatte sie den Gutsschreiber, den Verwalter und den Vogt zu sich rufen lassen und ganz wie in alten Zeiten Befehle erteilt und Abrechnung verlangt.

Die Erklärung hierfür hatte denn auch nicht lange auf sich warten lassen. Zuerst schlich ein verstohlenes Gerücht durch die Gegend, bald aber erzählte man sich eine von den verschiedensten Seiten bestätigte Tatsache, daß es zwischen den geschiedenen Eheleuten zur Aussöhnung gekommen sei und daß der Preis in der Vernichtung des von dem Gutsbesitzer errichteten Testaments bestanden habe, so daß die Tochter jetzt also seine Universalerbin war und Frau Engelstoft in ihrer Vertretung rechtmäßige Herrin von Sofiehøj.

Die Geschichte klang durchaus glaubwürdig. Von den Eingeweihteren wußten jedenfalls viele sehr wohl, daß der Gutsbesitzer seine schweren Bedenken bei der Errichtung des Testaments gehabt hatte, und es war auch kein Geheimnis, daß er in der Regel derselben Ansicht war wie derjenige, mit dem er zuletzt gesprochen hatte. Außerdem hatte die Pflegerin gehört, daß die eisernen Türen zu dem eingemauerten Schrank an jenem Abend bald nach Frau Engelstofts Ankunft geöffnet wurden, und Schuldirektor Brandt, der durch das Verschwinden des Testaments um seinen

Vorsteherposten und seine Testamentsvollstreckerwürde betrogen war, hatte selber zugeben müssen, daß sich das Dokument in diesem Schrank befand.

Endlich sah so ein kaltblütiges Ausnutzen der Schwäche eines Sterbenden der »Kröte« so ganz ähnlich, wie sich ihr Bild allmählich in dem Bewußtsein der Leute gestaltet hatte, und alle die alte Erbitterung erhob sich von neuem gegen dies »böse Teufelsweib«.

Eines Abends, nachdem die Leiche des Gutsbesitzers in die Kirche übergeführt war, sauste sogar ein Regen von Steinen gegen die Mauern von Sofiehøj und zertrümmerte eine ganze Menge von Fensterscheiben. Schuldirektor Brandt und seine Mitverschworenen waren nämlich keineswegs die einzigen, die in diesen Tagen Enttäuschungen erlitten hatten. Von den Dorfschullehrern in der Gemeinde bis zu den alten Weibern im Armenhaus war auf das erwartete »Frauenheim« spekuliert worden. Der eine hatte auf einen einträglichen Revisorposten, der andere auf die Übertragung einer Ökonomieverwalterstellung gehofft, ein dritter hatte, um die Würde einer Brandwache oder eines Latrinenkutschers zu erlangen, Eier oder Butter an den Schuldirektor geschickt, der faktisch schon seit einiger Zeit als »Kurator« von Sofiehøj aufgetreten war und verschiedene gutbezahlte Stellungen versprochen hatte. Und was er selber noch nicht wagte, das hatte seine Frau, die Tochter eines ehemaligen Ministers, getan. Mit vollen Händen hatte sie Vertrauensposten an Verwandte und Bekannte ausgeteilt und ihr Dienstmädchen und ihre Waschfrau mit klingenden Titeln als Oberküchenmamsell und Reinigungsinspektorin in dem künftigen Stift begnadet.

Nirgends aber hatte der unerwartete Zustand der Dinge größere Aufregung hervorgerufen als auf Sofiehøj selber. Der verstorbene Gutsbesitzer war in der Zeit seiner Alleinherrschaft ein sehr umgänglicher Herr gewesen, der nur ein geringes Interesse für die Verwaltung des Gutes an den Tag legte und den Verwalter, Vogt und Molkereidirektor nach Belieben schalten und walten ließ, was sich diese Männer denn auch derartig zunutze gemacht hatten, daß sie mit Grund die Abrechnung fürchteten, die Frau Engelstoft von ihnen verlangte. Auch das Küchengesinde und die Stallbediensteten bis hinab zu den Milchmädchen hätten am liebsten den Hof sofort verlassen, falls ihnen das möglich gewesen wäre, – eine solche Angst und Erbitterung hatte sich ihrer aller bemächtigt. Das Steinbombardement, das an jenem Abend eine Reihe Fensterscheiben auf Sofiehøj zertrümmerte, war wesentlich von den Leuten des Gutes selbst ins Werk gesetzt und bildete ihren ersten Versuch, »die Kröte« mit Gewalt zu vertreiben.

Aus einer ähnlichen Stimmung heraus hatten sie damals gehandelt, als die Leiche des Gutsbesitzers fortgeführt war, als sie aus Trotz gegen ihren Wunsch, daß die Beerdigung in aller Stille vor sich gehen möge, den ganzen Weg bis zur Kirche mit tannenzweigumwundenen Flaggenstangen und zwei Ehrenpforten geschmückt hatten. Auch die Kirche selber war mit Blattgewächsen und langen Trauerfloren verziert, und der Sarg glich einem großen, tausendfarbigen Blumenhügel.

Viel Aufmerksamkeit für all diesen Staat blieb nun freilich nicht übrig, in der bunten Menschenmenge, die allmählich die kleine Dorfkirche bis auf die Armsünderbank an der Eingangstür füllte. Aller Augen waren auf die beiden Stühle oben im Chor gerichtet, wo Frau Engelstoft und ihre Tochter von dem fürsorglichen Küster so placiert waren, daß sie von so vielen wie nur möglich unten in der Kirche gesehen werden konnten.

Frau Engelstoft trug eine vollständige Witwentracht mit einem langen, dichten Schleier vor dem Gesicht. Sie war überhaupt in diesen Tagen aufgetreten, als wenn eine merkliche, vollkommene Versöhnung zwischen ihr und dem Verstorbenen stattgefunden, und hatte sich u. a. wieder wie in den Tagen ihrer Ehe – ohne Hinzufügung ihres Mädchennamens – unterschrieben.

Die Tochter an ihrer Seite war ein kleines blasses, ganz in Tränen aufgelöstes Wesen. Sie schmiegte sich alle Augenblick an die Mutter und machte den Eindruck einer Taube, die sich unter den Schutz eines Adlers flüchtet.

Hinter ihnen saßen auf zwei Reihen Stühlen die ferneren Angehörigen und nächsten Freunde des Verstorbenen. Auf der anderen Seite des Sarges hatten einige Beamte in Uniformen Platz genommen wie auch die Abgesandten von Vereinen und Stiftungen, mit denen der Gutsbesitzer auf irgendeine Weise in Verbindung gestanden hatte. Diese Herren (Damen erblickte man fast gar nicht in der Kirche) hatten Frau Engelstoft sämtlich mit mehr oder weniger deutlicher Verlegenheit begrüßt, als sie vom Küster an ihr vorüber auf ihre Plätze geführt worden waren. Es war auch eine etwas heikle Sache für so würdige Männer, die sich ihrer Bedeutung in der menschlichen Gesellschaft wohl bewußt waren, so zum zweiten Male dieser zweifelhaften Dame gegenüber das Mäntelchen wenden zu müssen. Aber in Anbetracht dessen, daß sie jetzt – wenigstens auf eine Reihe von Jahren – die Patronesse der Umgegend werden würde, hatten sie es doch alle ohne langes Besinnen getan, – die meisten aus Bequemlichkeit, andere aus Geschäftsrücksichten, einige einzig und allein aus Feigheit.

Jetzt schwieg endlich der Glockenklöppel oben im Turm, und nachdem ein Gesang gesungen war, schwankte der alte Propst aus der Sakristei herein und stellte sich am Kopfende des Sarges auf.

Die gefalteten Hände auf dem vorspringenden Bauch wie auf einem Betpult, ließ er sein Auge träumerisch über die große Versammlung gleiten, die Kopf an Kopf den halbdunklen Raum zwischen den weißen Mauern füllte und sich durch die Eingangstür bis auf den sonnenbeschienenen Platz vor der Kirche fortpflanzte, wo der freisinnige Wahlverein der Umgegend mit seinem Banner und vier Messinginstrumenten, die einen Choral über dem Grabe blasen sollten, aufgestellt war.

Der ergraute Diener der Kirche hatte erst einige Worte gesprochen, als es schon allen klar war, daß auch er resolut Partei ergriffen hatte. Seine lange Rede gestaltete sich förmlich zu einer Wiedereinsetzung Frau Engelstofts in alle ihre ehemaligen Würden. Freilich wagte er es nicht, sie mit seiner gewohnten Begräbniswendung als die »untröstliche Gattin des Entschlafenen!« zu bezeichnen, dafür aber brachte er den Ausdruck »die lieben, ehrenwerten und tiefbetrübten Hinterbliebenen« um so häufiger in seiner Rede an; und damit niemand, namentlich Frau Engelstoft nicht, im Irrtum sein sollte, wen er damit meinte, machte er regelmäßig bei dem Worte »ehrenwert« eine kleine Verbeugung zu ihr hinauf.

Ringsumher in der Kirche flüsterte und lächelte man ein wenig darüber. Aber des Propsten Amt war nicht groß, und das Geldopfer aus Sofiehøj war für einen schuldenüberlasteten Mann nicht zu verachten. Er gehörte außerdem nicht zu den neumodischen, unverträglichen Geistlichen, sondern war ein Gemütsmensch, der sich das vielumfassende Wort: »Richtet nicht!« zum Wahlspruch gewählt hatte.

Alle seine Mühe, sich bei Frau Engelstoft einzuschmeicheln, war indes umsonst. Sie hörte nur flüchtig und gleichgültig zu. Es rührte sie nicht einmal, als gegen Ende der Rede infolge aufrichtiger Ergriffenheit ein paar große Tränen über seine Wangen rollten. Während die Tochter an ihrer Seite laut schluchzte und das Taschentuch gegen ihre Augen preßte, saß sie die stundenlange Feier hindurch offenbar ohne Teilnahme für alles, was um sie her vor sich ging. da.

In Wirklichkeit war sie jedoch ganz Aufmerksamkeit.

Hinter ihrem langen, dichten Schleier starrte sie wie durch ein Helmgitter auf die langen Reihen aufwärts gewendeter Gesichter da unten in der Kirche und auf diese vielen, weit geöffneten Augen, die alle auf sie gerichtet waren und in dem Halbdunkel wie die Mündungen blanker Büchsenrohre glänzten.

Wenn die Ereignisse der letzten Tage sie nicht davon überzeugt hätten, wurde sie es hier begriffen haben, daß der Krieg zwischen ihr und der Welt jetzt offen erklärt war. Deshalb war sie auf ihrem Posten. Auch nicht einer räusperte sich, ohne daß sie es bemerkt hätte, nicht zwei konnten zusammen flüstern, ohne daß sie nicht Verdacht schöpfte und Hinterlist und Verschwörungen witterte. Wohl kannte sie die Feigheit der Menge, aber auch ihre Bosheit und das unauflöslche Zusammenhalten, worin die Stärke der Gemeinheit besteht.

Es war namentlich eine Stelle hinter dem Taufbecken, wohin ihre kreisenden Blicke immer wieder und unter wachsender Unruhe zurückkehrten. Ein Sonnenstrahl, der von einem Fenster in der Decke durch die staubgeschwängerte Luft fiel, beleuchtete hier ein Paar Brillen, die dem Schuldirektor Brandt und dem Rechtsanwalt Sandberg gehörten.

Sie hatte sowohl gesehen, daß sie in demselben Wagen gekommen waren, als auch, daß sie, als der Küster sie zu dem Ehrenplatz neben dem Sarge hatte führen wollen, dies abgeschlagen und sich den weniger in die Augen fallenden Platz hinter dem geschnitzten Gitter gesucht hatten, das den Chor von dem übrigen Teil der Kirche trennte. Sie konnte sich eigentlich nicht erklären, weshalb, aber in diesem Gebaren wie in den Blicken, mit denen sie sie beobachteten, und in der selbstbewußten Weise, in der der Rechtsanwalt nur mit einem bloßen Kopfnicken die flüsternden Bemerkungen seines Nachbarn beantwortete, lag etwas, das sie nervös machte. Sie meinte auch bemerkt zu haben, daß der Schuldirektor mit einer kleinen Kopfbewegung und mit einer Bewegung des Daumens dem anderen mehrmals die Umhersitzenden bezeichnet hatte, und dieser hatte einmal nach einem solchen Hinweis den Bleistift hervorgezogen und eine Aufzeichnung auf seinem schwarzumrandeten Trauerliederheft gemacht, das er in seinem hohen Hut hielt.

Der Propst war nun endlich fertig mit seiner Rede und schlurftte auf seinen Elefantfüßen an die Seite des Altars, wo er ganz ermattet und schweißtriefend vor Gemütsregung auf einen Stuhl niedersank. Es wurde noch ein Gesang gesungen, worauf sechs von den männlichen Bediensteten von Sofiehøj unter Orgelgebrause und Glockengeläute den Sarg auf den Friedhof hinaustrugen.

In Übereinstimmung mit dem Wunsche des Verstorbenen verrichtete der Kaplan das Erdaufwerfen und betete ein Vaterunser. Und kaum war sein Amen über das Grab geschallt, als schon der freisinnige Wählerverein mit seinen vier Blasinstrumenten einen Choral anstimmte, der die Kettenhunde im Dorf zu lautem Geheul veranlagte.

In dem ersten Wagen, der wegfuhr, saß Frau Engelstoft mit Esther an ihrer Seite. Als Schutz gegen die verschiedenen Neugierigen, die sich in kleinen Haufen zu beiden Seiten des Weges aufgestellt hatten, zog sie die Gardine vor dem Fenster zu, an dem sie saß. Erst als sie durch das Dorf gekommen waren, zog sie sie wieder zurück und ließ das Fenster herab. –

Sie hatte ein Bedürfnis nach Luft. Ihre Wangen waren rot, das Herz hämmerte. Die angestrenzte Ruhe, mit der sie ungefähr zwei Stunden lang die forschenden Blicke der Menge ertragen, hatte ihre Kräfte erschöpft.

Sie hatte außerdem, als sie in den Wagen stieg, den Schuldirektor und den Rechtsanwalt Sandberg mit noch einigen anderen auf dem Kirchhof stehen und die Köpfe zusammenstecken sehen. Trotz der Entfernung hatte sie sehen können, daß sie alle sehr interessiert waren. Der Rechtsanwalt hatte mit seinem Bleistift dagestanden und eine neue Notiz auf sein Liederheft gemacht, und unter den Personen, die sich um ihn geschart, hatte sie den Vogt aus Sofiehøj selber an seinem großen roten Bart erkannt. Auch den Gutsschreiber glaubte sie in der Nähe der Gruppe entdeckt zu haben.

Sie ärgerte sich über sich selbst, weil sie sich durch eine so törichte Zusammenrottung beunruhigen ließ. Was hatte sie denn zu befürchten? Solange die Toten nicht zum Reden gebracht werden konnten, sollte kein Mensch ihr Geheimnis erfahren. Wenn auch an jenem Abend ein Paar Ohren hinter jeder Tür, ein Auge an jedem Schlüsselloch gewesen war, niemals würde man beweisen können, was zwischen ihr und Niels vorgegangen war. Und übrigens wußte sie mit Bestimmtheit, nach einer sofort vorgenommenen Untersuchung, daß sie nicht belauscht sein konnten. Die einzige, die möglicherweise irgendein Wort aus ihrer Unterhaltung hätte aufschnappen können, war die Pflegerin, aber gerade Schwester Bodils Äußerungen – das wußte sie ganz bestimmt – hatten das Vertrauen zu ihren Aussagen über die Vernichtung des Testaments bestärkt.

Ihr eigenes Gewissen erhob keine Anklage gegen sie. Im Gegenteil, sie erblickte etwas Göttliches in der Eingebung, die sie in jenem Augenblick veranlaßt hatte, zu handeln, ehe sie sich noch über den Zweck oder die Tragweite ihrer Handlung klar gewesen war. Und wenn sie dann ohne Gewissensbisse die Wahrheit hatte verschweigen und den Betrug fortsetzen können, so geschah das, weil sie fühlte, daß sie nach höheren und heiligeren Gesetzen als nach denen der menschlichen Gerechtigkeit handelte, wenn sie Verrat mit Verrat und Raub mit Raub vergalt, um das Geburtsrecht ihres Kindes zu schützen und die Erinnerung an dessen Vater von Schimpf und Schande zu befreien.

Außerdem war sie fest davon überzeugt, daß Niels schließlich selber sein Unrecht eingesehen haben würde, wenn sie nur noch eine einzige Stunde mit ihm hätte reden können, – so daß sie in Wirklichkeit nur getan hatte, was selber auszuführen, ein Zufall ihn verhindert hatte.

Sie hatte den langen Schleier zurückgeschlagen, damit die frische Luft, die durch das Fenster drang, ihre Wangen kühlen könne. Ihre Nerven zitterten vor Erschöpfung. Bei jeder ein wenig stärkeren Bewegung des Wagens schwindelte es sie. Sie hatte jetzt seit sieben Tagen kaum geschlafen.

Bei einer Biegung des Weges kam plötzlich Sofiehøj über einem gepflügten Acker, der nach den Wiesen zu abfiel, in Sicht. Die Sonne beschien im Sinken den kleinen, weißgetünchten Turm mit der blauen Uhrscheibe und den vergoldeten römischen Zahlen, während das Dach des Hauptgebäudes mit den zahlreichen Schornsteinen Schatten auf die rostbraunen Bäume des Gartens warf.

Sie entsann sich, daß sich Sofiehøj ihr in einer ganz ähnlichen Beleuchtung gezeigt hatte, als sie an jenem Herbsttag vor achtzehn Jahren diesen selben Weg von der Kirche zum Schloß als Braut gefahren war und ihre Zukunft im Sonnenglanz mit geheimnisvollen, aber weichen Schatten vor sich liegen sah. Sie hatte mehr als einmal während dieser Begräbnisfeier gegen ihren Willen an ihren Hochzeitstag und dessen reiche Verheißungen denken müssen. Auch damals waren Ehrenpforten errichtet und tannenumwundene Flaggenstangen am Wege aufgepflanzt worden. Und die Glocken der Kirche hatten geläutet, und die Leute hatten sich so wie heute um den Wagen gedrängt, um sie zu sehen. Und sie war in ihrer Unerfahrenheit froh wie ein Kind gewesen und hatte die vielen neugierigen und neidischen Blicke mit Lächeln und Kopfnicken beantwortet. Und sie hatte an die schallenden Hurrarufe geglaubt und an die Kanonenschüsse und den Schwulst der Festreden und an das Amen des Geistlichen und das feierliche Gelöbnis ihres wunderschönen Bräutigams.

Sie wunderte sich jetzt von neuem darüber, daß sie an diesen Tag zurückdenken konnte, ohne die geringste Bitterkeit zu empfinden. Aber gerade diese Gleichgültigkeit gegen die betörendste Erinnerung ihres Lebens enthielt einen Schmerz, der etwas von dem versteinernen Grausen des Todes und der Auflösung in sich trug. So vollständig war es also verraucht, dieses Gefühl, das einstmals den ganzen Inhalt ihres Lebens gebildet hatte! Tränenlos hatte sie an dem Grabe des Menschen gestanden, den sie eine Zeitlang so sinnlos geliebt hatte, daß sie ihm mit Freuden Jahre ihres Lebens geopfert haben wurde, nur um ihm einen geringen Schmerz zu ersparen. Jetzt verachtete sie ihn sogar noch im Tode. Wenn sie ihn aus der Qual der Hölle hätte erretten können, indem sie ihm nur den ruhigen Schlaf einer einzigen Nacht opferte, sie hätte es nicht getan.

Aber weshalb wunderte sie das? Das Leben war nun einmal nicht anders. Sie klagte deswegen auch niemand an, wie sie sich selber nicht zu beschönigen suchte. Sie wußte es sehr wohl, sie war ein Mensch wie die andern, nach dem Bilde eines unbekanntem Dämons geschaffen, ein Tummelplatz für Böse und gute Triebe, von denen die schlechtesten immer siegten. Das war es, was sie in den achtzehn Jahren gelernt hatte, seit sie hier diesen selben Weg als einfältig lächelnde Braut gefahren war: die Bosheit war die eigentliche Triebfeder in der Welt; wie der Mensch schon im Embryozustand seinen Platz mitten zwischen dem Kot hatte, gedieh er auch späterhin am besten in Schmutz und Fäulnis. Sie hatte gelernt, daß nur das verhärtete Herz Lebenskraft besitzt, daß ein jeder, der auch nur den geringsten Überrest von Liebe, Aufopferung oder nur Nachsicht den Menschen gegenüber bewahrt, dem Untergang geweiht war. Wenn sie an diejenigen dachte, die sie im Laufe ihres Lebens um ihrer Güte und Treue willen geliebt hatte, an ihre Mutter, ihren Bruder, einige Kindheitsfreundinnen – was war aus ihnen geworden? Niedergetreten! – Vernichtet! – während alle diejenigen, die sie von Jugend auf wegen ihrer Falschheit, ihrer Frechheit oder Feigheit verabscheut und verachtet hatte, jetzt mit den leitenden Männern der

Gesellschaft zu Tisch saßen, betitelt und bekränzt, ein Ruhm für Land und Volk. Und sah sie über ihren eigenen engen Bekanntenkreis hinaus, überall trat ihr dieselbe Erscheinung, die Erhöhung der Gemeinheit und der Triumph der Lüge und des Betrugs entgegen. Es nahm im Lande kaum ein Mann eine angesehene oder hervorragende Stellung ein, ohne daß er sie nicht durch irgendeine Treulosigkeit, einen Verrat an Freunden, eine Verleugnung von Mutter oder Bruder erlangt hätte.

Nichts war zu gut, um geopfert zu werden, wenn das vorwärts helfen konnte. – Eltern opferten ihre Kinder, Frauen ihre Ehre, Fürstentöchter ihren Glauben, – das ganze christliche Europa sah mit Gleichgültigkeit den unmenschlichsten Massenmorden von Glaubensgenossen zu, wenn nicht Aussicht vorhanden war, durch Einmischung etwas zu verdienen, während ein Heer gerüstet wurde, um den Totschlag eines einzigen Missionars zu rächen, sobald sich dabei eine Gelegenheit zum Plündern bot. – Aber es nützte nicht, Ach und Weh zu rufen und die Hände zu ringen. Das Leben war nun einmal nicht anders. Der Mensch wollte seine eigene Schande.

Der Wagen bog in die lange Allee von hohen Pappeln ein, die in einer geraden Linie zu dem Hof führte, dessen Hauptgebäude an ihrem Ende sichtbar wurde, die zerschlagenen Fensterscheiben in den letzten Strahlen der Sonne erglühend.

Esther, die während der ganzen Fahrt schweigend und still dagesessen hatte, führte bei diesem Anblick abermals das Taschentuch an die Augen. Überwältigt von Angst und Unruhe bei dem Gedanken an die öden, stillen, gleichsam fremden Räume, zu denen sie zurückkehrten, warf sie sich in verzweifelterm Schluchzen in den Schoß der Mutter.

Frau Engelstoft machte keinen Versuch, sie zu beruhigen. Sie strich nur ein paarmal mit der Hand über ihr Haar und sagte halb für sich:

»Du bist glücklich, Kind! Du kannst noch weinen!«

IV

Es waren einige Tage seit dem Begräbnis vergangen. Frau Engelstoft hielt sich noch immer auf Sofiehøj aus, dessen Räume sie überhaupt in dieser Zeit nicht verlassen hatte. Ganz ihrer sonstigen Gewohnheit zuwider, hatte sie sich noch nicht ein einziges Mal im Stall oder in der Scheune gezeigt oder das Küchenpersonal durch unangemeldete Besuche erschreckt. Sie hatte die Gartenstube zu ihrem Arbeitszimmer eingerichtet, und von hier aus lenkte sie den ausgedehnten Betrieb hauptsächlich durch schriftliche Befehle, die in kurzer, gebieterischer Form abgefaßt waren, was ihre Hinfälligkeit bemänteln sollte.

Es war keineswegs aus Lust, daß sie noch auf Sofiehøj wohnte. Hätte sie ihre Anwesenheit dort nicht für notwendig erachtet, so würde sie schon am Begräbnistage abgereist sein. Aus mehr als einem Grunde sehnte sie sich nach Agersøgaard mit seiner Einsamkeit zurück, die ihr dort nicht aufgezwungen war. Sie fühlte sich hier in Sofiehøj wie in einen Käfig eingeschlossen, auch buchstäblich, weil sie die freie Aussicht, den großen Tummelplatz für das Auge entbehrte, an die sie sich auf Agersøgaard gewöhnt hatte. Wenn sie dort an ihren Fenstern stand, hatte sie das wilde, dunkle, meilenweite, öde Moor vor sich, über dessen unzugänglichen Sümpfen nie ein Mensch, kaum ein Vogel zu sehen war. Hier ward der Blick, und mit dem Blick der Gedanke beständig gezwungen, sich nach innen zu kehren. Die hohen Bäume des Parkes verbargen Erde wie Himmel. Der Tag hatte keine Sonne und die Nacht keine Sterne, während das unablässige Wagengerassel von den belebten Landstraßen ringsumher einen nie das Dasein der Menschen vergessen ließ.

Sie mußte jetzt aber vorläufig doch hier bleiben, um in die vernachlässigte Leitung des Gutes Ordnung zu bringen. Sie wollte eigenhändig alles in Gang bringen, wollte die Leuteverhältnisse untersuchen, die Sparsamkeit im Betriebe und die Pünktlichkeit in den Berechnungen wieder einführen, wollte überhaupt das Ganze wieder genau in die Form zurückführen, die es gehabt hatte, als sie Sofiehøj verließ. Selbst einen alten Prozeß mit dem Wegebauamt, einen Dränrohrablauf betreffend, den Niels seinerzeit – nach der Scheidung – hatte fallen lassen, beschloß sie wieder aufzunehmen und ihn nötigenfalls in allen Instanzen durchzuführen.

Vorläufig mußte sie jedoch aus Klugheitsrücksichten ihre Natur bezwingen und mit Behutsamkeit vorgehen. Sie fand es am richtigsten, soweit wie möglich jegliche Herausforderung zu vermeiden, bis die Bevölkerung sich ein wenig über die große Enttäuschung beruhigt hatte, die sie ihrer Raubbegierde bereitet. Und daß sich die Gärung in den Gemütern noch keineswegs gelegt hatte, dafür erhielt sie täglich neue Beweise. So hatten am Abend nach dem Begräbnistage neue Tumulte vor dem Hofplatz stattgefunden, mit Heulen und Schreien und Steinwürfen gegen die Fensterscheiben, und täglich erhielt sie anonyme Drohbriefe, in denen man ihr geradeheraus sagte, daß sie das Testament beiseite gebracht habe. Einige beschuldigten sie sogar, Niels durch Ersticken gemordet zu haben. Sie nannten sie eine Mörderin und Diebin, die wohl überführt werden und auf dem Schafott enden würde.

Dies alles erschreckte sie jedoch nicht. Sie fühlte sich vollkommen sicher. Es war ihre Überzeugung, daß sie sich nur mit Geduld zu wappnen habe und den Leidenschaften Zeit zum Austoben geben müsse.

Sie stand an einem der hohen, kleinscheibigen Fenster in ihrem Arbeitszimmer und beobachtete Esther, die draußen im Garten beschäftigt war, eine Stütze unter einem fruchtbeladenen Apfelzweig anzubringen. Neben ihr stand der Kaplan, der ihre Anstrengungen von Zeit zu Zeit mit einem Lächeln und einer kräftigen Handreichung unterstützte.

Der Kaplan war der einzige von den Freunden des verstorbenen Gutsbesitzers, der noch auf Sofiehøj verkehrte, weil er nach Frau Engelstofts Ansicht der einzige von ihnen allen war, dessen Freundschaft ganz uneigennützig gewesen. Es lag dabei etwas Offenes und Derbes in seinem Wesen, das ihr zusagte, wie auch sein ganzer Lebenswandel ihr Vertrauen und Respekt einflößte. Er war der Sohn eines reichen Kopenhagner Fabrikanten, der den Wunsch gehabt hatte, er möge Jura studieren und ins Ministerium eintreten. Er aber hatte einem freien und munteren Hauptstadtleben entsagt, um Landpfarrer zu werden.

Es war ihr bisher mit keinem Gedanken eingefallen, daß er seine Besuche um Esthers willen fortsetzte. Sie betrachtete ihre Tochter als völliges Kind, und trotz ihrer achtzehn Jahre war Esther sowohl in körperlicher als in geistiger Beziehung noch ganz unentwickelt. Die Abgeschlossenheit, in der die Mutter sie hatte leben lassen, hatte ihr einen tiefen Stempel aufgedrückt. Mit ihrer bleichen Hautfarbe, ihren großen, hellen, luftblauen Augen, die ein wenig an die der Mutter erinnerten, namentlich aber infolge der Geistesabwesenheit, die ihr eigen war und aus der sie sich zuweilen – so wie Kinder – nur mit Mühe wecken ließ, konnte die kleine ätherische Gestalt einen fast ans Abnorme grenzenden Eindruck machen. Ganz frei von einer krankhaften Überspanntheit war sie auch nicht. In Ermangelung von Spielkameraden hatte sie sich als Kind einem phantastischen Spiel mit der Natur hingegeben, hatte Blumen und hübsche Steine zu ihren Vertrauten gemacht, den Bäumen im Garten Namen gegeben und versucht, die Stimmen der Vögel nachzuahmen, um mit ihnen sprechen zu können. Als sie älter wurde, lächelte sie wohl über dies alles, fuhr aber dennoch fort, sich mit einer unnatürlichen Liebe an alle Arten lebloser Dinge zu hängen, und die Mutter hatte sie absichtlich nicht an dieser Phantasterei gehindert, weil dadurch die Gedanken des Kindes von den Menschen abgelenkt wurden.

Jetzt war etwas in der Art und Weise, wie sie und der Kaplan dort unten unterm Baum nebeneinander standen, was Frau Engelstoft argwöhnisch machte. Wenn auch der Gedanke, daß ihre Tochter schon imstande sein sollte, die Leidenschaft eines Mannes zu erregen, ihrem Mutterstolz gewissermaßen schmeichelte, so konnte sie sich doch kein größeres Unglück denken, als daß Esther jetzt, wo ihre Unabhängigkeit soweit wie möglich gesichert war, sich dem ersten besten jungen Mann, der ihr entgegentrat, in die Arme warf. Daß sie die Tochter werde bewegen können, gänzlich davon abzusehen, ihr Leben an einen Mann zu ketten, hatte sie wohl niemals erwartet. Eins aber war sie entschlossen zu fordern – und sie wollte ihre ganze mütterliche Autorität dafür einsetzen – nämlich daß Esther damit wenigstens so lange wartete, bis sie eine solche Reife des Alters und der Erfahrung erlangt hatte, daß sie die unvermeidliche Enttäuschung

überleben und ihre Selbständigkeit wahren konnte, auch wenn sie ihre Mutter nicht mehr zur Seite hatte.

Frau Engelstoft wandte plötzlich die Augen von dem jungen Paare ab und sah mit lauschendem Ausdruck auf die Stubentür. Sie hatte einen Wagen in den innern Hof rollen hören.

Gleich darauf kam die Kammerjungfer und meldete, der Hargesvogt sei da und frage, ob die gnädige Frau ihn empfangen könne.

»Der Hargesvogt?«

Es schwindelte ihr plötzlich. Im selben Augenblick aber war sie wie völlig gefaßt und sagte, indem sie auf ihren großen Schreibtisch zuzuging, der mit Papieren und Anschreibebüchern bedeckt war:

»Bitten Sie ihn, sich zu mir zu bemühen.«

Es war der Hargesvogt, der seinerzeit an Stelle des abwesenden Landrats die Scheidung zwischen Frau Engelstoft und ihrem Gatten vollzogen hatte. Er war auch – ohne sich deswegen zu entschuldigen – damals ausgeblieben, als der Gutsbesitzer sein erstes größeres Fest nach seiner neuen Verlobung veranstaltete.

Er war ein Bekannter aus Frau Engelstofts Kindheit; das Gut, auf dem sie geboren, hatte in demselben Kirchsprengel gelegen, in dem sein Vater Pfarrer war. Man wollte wissen, daß er noch eine alte, unerwiderte Liebe zu der ehemaligen Thora van Decken im Herzen trug, deren Jugendschönheit zu preisen er nie ermüdete. Man erblickte hierin sogar – freilich ohne allen Grund – die romantische Ursache, um derentwillen er sich niemals verheiratet hatte.

Er war ein Fünfziger, nicht gerade sonderlich begabt, aber redlich und rechtschaffen, mit einem gewissen naiv-lächerlichen Anstrich, der auf den ersten Blick den Junggesellen verriet. Äußere Schöne hatte die Natur nicht an ihn verschwendet: eine kurzhalsige, langarmige Gestalt, deren Unregelmäßigkeit der Linien er vergeblich durch eine sorgfältig frisierte Perücke abzuwehren suchte, ein prachtvoller Backenbart und eine kostbare, privatim aus London verschriebene Zahnreihe. Außerdem verrieten die rotgeäderten Augen und Wangen deutlich, daß er im Genuß starker Getränke den Trost der Betäubung suchte, nach dem brave und rechtschaffene Menschen hier in der Welt so oft ein Verlangen empfinden.

Seine Kleidung war immer durchweg elegant, aber nach einer Mode, die mindestens zehn Jahre alt war: schmalkrempige Hüte, langschößige Röcke, blutfarbige oder lohbraune, seidene Taschentücher und gewürfelte Beinkleider, die oben weit wie ein Sack waren, sich nach unten zu aber verengten und über den Stiefeln in Wülsten saßen wie ein Paar Strumpfschäfte. Außerhalb des Gerichtssaals erblickte man ihn fast nie in Uniform.

So erschien er denn auch hier mit einem glänzenden Zylinder in der Hand und erzeugte Frau Engelstoft kavaliermäßig seinen Respekt, indem er bei der Begrüßung diese Kopfbedeckung an die Brust drückte.

»Gestatten Sie mir, gnädige Frau, Ihnen mein aufrichtiges –«

»Nehmen Sie, bitte, Platz«, unterbrach sie ihn und machte eine Handbewegung auf den entferntest stehenden Stuhl. »Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Hardsesvogt?«

»Verzeihen Sie, meine gnädige Frau! Ich bin ausschließlich gekommen, um in aller Ehrerbietung die gleiche Frage an Sie zu richten.«

»Wie meinen Sie das?«

»Gestatten Sie, daß ich gleich mit meinem Anliegen hervortrete?«

»Ich bitte darum!«

»Es ist mir zu Ohren gekommen, daß gewisse demonstrative Tumulte hier um Söfiehøj herum vorgekommen sind. Ich bitte Sie, gnädige Frau, überzeugt zu sein, daß es der örtlichen Polizeiobrigkeit, und namentlich mir persönlich, eine Ehrensache sein wird, Sie gegen jegliche Belästigung zu schützen.«

»Ich danke Ihnen!«

»Wenn ich in Veranlassung dieser Pöbelaufäufe bisher noch nicht eingeschritten bin, so geschah das – offen gestanden – weil ich auf eine Meldung des Geschehenen von Ihnen selber gewartet habe. Ohne eine solche kann ich nämlich nicht gut einschreiten. Da ich mich nun heute hier in der Gegend befand, nahm ich mir die Freiheit, eine Konferenz mit Ihnen, gnädige Frau, nachzusuchen, indem ich davon ausging, daß auch Sie – trotz Ihres Schweigens – es für unrichtig, ja im höchsten Grade demoralisierend halten würden, wenn man solche Ruhestörungen unbestraft hingehen lassen wollte.«

»Dann haben Sie mein Schweigen völlig mißverstanden, Herr Hardsesvogt. Wenn ich nichts gesagt habe, so hat das seinen Grund darin, daß ich keine Veranlassung sehe, die Polizei um solcher Bagatellen willen zu bemühen.«

»Bagatellen, gnädige Frau? – Steinwürfe?«

»Und wenn man Sofiehøj mit Kanonen beschossen hätte, würde ich es wahrscheinlich nicht der Mühe wert gefunden haben, mich zu beklagen.«

»Beste gnädige Frau, Sie bezweifeln doch nicht, daß wir imstande sind, die Bürger des Landes, namentlich eine alleinstehende Frau gegen –«

»Sie mißverstehen mich offenbar wieder, Herr Hardsesvogt. Ich wollte Ihnen nur sagen – mit Umschreibung eines alten Sprichwortes – daß ich die Handhaber des Gesetzes fürchte, auch wenn sie mir Schutz anbieten.«

Der Hardsesvogt starrte einfältig in die Luft, strich seinen großen Backenbart und sagte:

»Ja, wie soll ich eigentlich diese wirklich überraschende Äußerung verstehen?«

»Ganz buchstäblich. Ich weiß, daß, wenn die Obrigkeit immer so bereit ist, uns in Kleinigkeiten zu beschützen, dies nur geschieht, damit sie unsere Ausplünderung im großen ruhig mit ansehen kann. Einen Dieb, der uns ein Paar alte Stiefel stiehlt, kann man ohne große Mühe bestrafen lassen. Wer uns aber des Teuersten und Liebsten beraubt, – dem reicht das Gesetz noch obendrein die Hand zu seinem Verbrechen. Als wir uns das letztmal sahen, Herr Hardsesvogt, hätte ich wohl Verwendung für Ihren Beistand gehabt, – Sie empfanden aber kein Bedürfnis, ihn mir zu gewähren.«

»Sie tun mir in diesem Punkt ein schweres Unrecht an, gnädige Frau!« entgegnete der Hardsvogt mit tiefer Neigung des Kopfes. »Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß der Umstand, daß es mir beschieden war, die Handlung auszuführen, auf die Sie hindeuten, zu meinen peinlichsten Erinnerungen gehört!«

»Aber Sie führten sie trotzdem aus. Im Namen des Königs und des Gesetzes.«

»Auf Befehl des Gesetzes, gnädige Frau! Auf Befehl des Gesetzes!«

»Ja, auf Befehl des Gesetzes! – Sie finden es gewiß sehr undankbar von mir, daß ich Ihre Besorgnis um meine armen Fensterscheiben nicht höher anschlage. Aber ich habe jetzt – wie ehemals – Wichtigeres für mich und mein Kind zu schützen. Und ich erwarte ebensowenig wie damals, daß mir die Obrigkeit hierzu ihren Beistand gewähren wird.«

»Ich verstehe, worauf Ihre Worte hindeuten«, erwiderte der Hardsvogt nach kurzem Schweigen, – er hatte sich während der ganzen Unterhaltung ein wenig bedrückt gefühlt und schlug nun die Augen vor Verlegenheit förmlich nieder.

»Natürlich habe auch ich von gewissen törichten Gerüchten gehört, die in Umlauf sein sollen. Und ich muß gestehen – so aufdringlich es erscheinen mag – zum Teil auch um hierüber ein wenig mit Ihnen zu sprechen, habe ich mir die Freiheit genommen, Sie aufzusuchen, gnädige Frau. Gestatten Sie, daß ich mich ganz offen ausspreche?«

»Ich würde Wert darauf legen, daß Sie es tun.«

»Wie Sie wohl wissen werden, hat das Testament des Verstorbenen schon lange eine große Rolle hier in der Gegend gespielt und die Phantasie der Leute in die wildeste Bewegung gesetzt. Hieraus muß man sich wohl die abderitischen Aufregungen der letzten Tage erklären. Übrigens aber ist ein so boshafter Klatsch hier draußen auf dem Lande bei einem Todesfall fast unvermeidlich. Bauern sind, wenn es sich um andere handelt, leichtgläubig wie Kinder. – Sie entsinnen sich wohl noch aus unserer heimatlichen Gegend einer ganz ähnlichen Schildbürgergeschichte, die einstmals alle Gemüter aus dem Gleichgewicht brachte! –«

»Nein, was war denn das?« fragte Frau Engelstoft mit einem interessierten Ausdruck, – sie ergriff gern diese Gelegenheit, die Unterhaltung ein wenig von ihren eigenen Verhältnissen abzulenken, um dadurch Zeit zu gewinnen, sich zu sammeln.

»Ach, – es handelte sich um einen jungen – sicher höchst braven – Bauern, Anders Börse hieß er, der sich schließlich gezwungen sah, seinen eigenen Geschwistern gegenüber seine Unschuld durch einen Eid zu beweisen. Sie entsinnen sich gewiß seines Gehöfts, es lag ein wenig außerhalb des Dorfes, von hohen Pappeln umgeben und mit einem Teich, der an den Pfarrhof meines seligen Vaters grenzte.«

Frau Engelstoft sah mit einem Ausdruck vor sich nieder, als strenge sie ihr Gedächtnis wirklich an. Dann schüttelte sie schweigend den Kopf.

»Nicht! Das ermuntert mich!« fuhr der Hardsvogt fort. »Ich erinnere mich nämlich, daß ich als junger Student, während der Weihnachtsferien, die ich zu Hause zubrachte – mit Permission zu melden – die vollendete Fertigkeit der gnädigen Frau im Schlittschuhlaufen auf dem Teich zu verschiedenen Malen bewundert habe. Allerdings waren Sie damals nur ein kleines Mädchen – vielleicht acht oder zehn Jahre alt – aber ich entsinne mich Ihrer trotzdem noch ganz deutlich. Sie kamen jeden Mittag, Ihren kleinen Bruder an der Hand, über die Schneefelder dahergegangen, und man konnte

Sie schon von weitem an einer roten Sammetkappe erkennen, die die Sonne beschien. Ich habe mir später gedacht, daß diese Kappe wohl schuld gewesen ist, daß die Leute Sie noch viele Jahre später, als Sie schon fast erwachsen waren, ›Rotkäppchen‹ zu nennen pflegten.«

»Entsinnen Sie sich dessen wirklich noch!« sagte Frau Engelstoft mit halbgeschlossenen Augen und einem leblosen Lächeln.

»Und ob, gnädige Frau! Mein seliger Vater nannte Sie bis zu seinem Tode niemals anders. Sowohl er als auch meine Mutter liebten Sie sehr, wie Sie auch wohl wissen. Es war den beiden Alten ein wirklicher Herzenskummer, als – als das Unglück Ihre Familie traf und Sie die Gegend verließen. Sie hatten sich so daran gewöhnt, daß Sie jeden Montag mit der ›Illustrierten Zeitung‹ kamen. Ich erinnere mich noch, daß Mutter sich einmal des Ausdrucks über Sie bediente, wenn Sie kämen, sei es immer gleichsam, als brächten Sie den Sonnenschein mit sich ins Zimmer. Jedesmal, wenn ich in den Ferien nach Hause kam, pflegte sie mich regelmäßig zu fragen, ob ich Sie nicht getroffen oder von Ihnen gehört habe. Und das war übrigens eine ganz allgemeine Frage dort in der Gegend. Die alte lahme Hanne, die zwanzig Jahre da draußen in der kleinen Hütte am Birkenwäldchen im Bett gelegen hatte – Hanne Haujalen, wie wir Kinder das alte verkrüppelte Weib nannten – ja Sie können sie doch unmöglich vergessen haben! Ich weiß, daß Sie sie damals so getreulich besuchten und ihr Blumen und gute Sachen aus der Küche Ihrer Mutter brachten. Sie ward nie müde, von ›klein Rotkäppchen‹ zu sprechen, wie sie Sie nannte, die arme Alte! Sie ist jetzt Gott sei Dank tot!«

Frau Engelstoft war allmählich ungeduldig geworden. Sie liebte es nicht, an ihre Kindheit erinnert zu werden. Auch lag in der Gerührtheit des Hardsesvogts über diese gemeinsamen Erinnerungen ein gewisses Etwas, das seiner Rede trotz seiner weltmännischen Gewandtheit einen vertraulichen Anstrich gab, der ihr peinlich war. Aber ganz unwillkürlich, ohne sich einer Absicht bewußt zu sein, hatte sie im Laufe der Unterhaltung ihr Wesen ihm gegenüber verändert, und mit einer gewissen Entschuldigung im Ton unterbrach sie ihn durch die Bemerkung:

»Ich glaube, Herr Hardsesvogt, Sie vergessen, daß Sie mir etwas zu sagen wünschten.«

»Ja, – ja, allerdings!« entgegnete er, indem er förmlich auf seinem Stuhl in die Höhe hüpfte und sich mit einer nervösen Handbewegung über das Gesicht strich. »Es handelte sich also um diese dumme, diese fatale Geschichte. Es macht mich wirklich ganz verlegen, sie Ihnen gegenüber berühren zu müssen, und ich würde es auch nicht getan haben, falls ich nicht der Ansicht wäre, – ernstlich der Ansicht wäre, – – ja, es klingt ganz beleidigend, aber es ist meine Überzeugung, daß die Bewegung einen derartigen Umfang gewonnen hat, daß man sie nicht länger ignorieren kann. Namentlich, nachdem die gemeinen Anschuldigungen jetzt – wie gnädige Frau vielleicht gesehen haben werden – ihren Weg auch in die Zeitungen der Umgegend gefunden haben, muß man ja auf alles vorbereitet sein!«

»Was steht in den Zeitungen?« fragte sie, und ihre Lippen fingen an zu zittern.

»Nichts Direktes, – bewahre, – aber um so mehr fast zwischen den Zeilen, wie das in der modernen Journalistik zu sein pflegt. Diese Zeitungsschreiber werden ja wie die wilden Tiere, wenn sie etwas aufgeschnüffelt zu haben glauben, woraus sich Sensation

und Skandal machen läßt. Und sie haben ja, leider Gottes, in diesem Falle starke Bundesgenossen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, gnädige Frau, wer es ist, den Sie gegen sich haben und bei wem Sie sich wahrscheinlich für die ganze Prostmahlzeit bedanken können. Es gibt ja gewisse Personen, denen Ihre Rückkehr nach Sofiehøj höchst ungelegen kam. Aber namentlich in Anbetracht des Charakters dieser Personen, der mir hinreichend bekannt ist, habe ich Grund zu der Vermutung, daß das Unwesen, falls man es nicht beizeiten hemmt, sehr böseartig werden kann. Es geht mit diesen Sachen wie mit der Lawinenbildung. Ein ursprünglich ganz unschuldiger Schneeklumpen kann, wenn er nicht in der Fahrt gehemmt wird und wenn die übrigen Bedingungen vorhanden sind, zu einem ganzen Berg anschwellen und Zerstörungen anrichten wie ein Erdbeben.«

»Was raten Sie mir denn zu tun?«

»Ich – trotz Ihrer Äußerung vorhin bin ich immer noch der Ansicht – ich habe in erster Linie aus dem Grunde gewagt, mich an Sie zu wenden –, daß eine fortgesetzte Nachgiebigkeit besagten Tumultuanten gegenüber sehr verkehrt sein würde. Ich weiß, daß Ihre Passivität – gerade weil man sie so wenig von Ihnen erwartet hatte – Ihnen zur Ungunst ausgelegt worden ist, und Sie würden sicher klug handeln, wenn Sie eine Klage bei uns einreichen wollten, denn ohne eine solche können wir nicht mit rechtem Nachdruck die Sache in die Hand nehmen.«

»Natürlich! Ich gebe es zu! Arretieren Sie die Leute! Bestrafen Sie sie! Und schaffen Sie mir Frieden.«

»Ich hoffe, daß mir das gelingen wird. Ich darf Ihnen jetzt wohl, ohne daß Sie mich deswegen mißverstehen, aussprechen, gnädige Frau, mit welcher Empörung ich Zeuge davon gewesen bin, welche boshafte Verfolgung Ihnen jetzt wie auch früher von seiten der Bevölkerung zuteil geworden ist, und ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß bei dieser Gelegenheit, soweit es in meiner Macht liegt, schonungslos vorgegangen werden soll, um die Schänder Ihrer Ehre ans Licht zu ziehen.«

Während er diese letzten Worte sagte, schien eine Verwandlung mit seiner ganzen Person vorzugehen. Es war, als käme er in Uniform. Und so wenig ehrfurchteinflößend er in Zivilverhältnissen war, wurde er ein gefürchteter Mann, sobald er auf dem Richterstuhl saß. Bei all seiner Lächerlichkeit hatte er etwas von einem Charakter an sich, und gerade seine Vertrauensseligkeit bewirkte, daß er sich noch über Verbrechen aufregen konnte. Es war denn auch bekannt, daß er Leuten gegenüber, die sein Vertrauen getäuscht oder seine Gutmütigkeit mißbraucht hatten, unbarmherzig bis zur Grausamkeit hatte sein können.

»Was gedenken Sie denn zu tun, Herr Hargesvot?« fragte Frau Engelstoft.

»Die Lawine hemmen, den Stier bei den Hörnern packen, wie der Bauer zu sagen pflegt. Der Umfang, den diese Sache bereits angenommen hat, wie auch die Beschaffenheit der Beschuldigungen wird ein gerichtliches Einschreiten gegen die Ehrenschänder vollkommen rechtfertigen. Und ein solches soll sie schon zum Schweigen bringen!«

»Sie meinen – eine polizeiliche Untersuchung – Verhör?«

»Ja, eine energisch geleitete Untersuchung ohne Ansehen der Person ist in der Tat das einzige wirkungsvolle Mittel, um einen so pöbelhaften Klatsch niederzuschlagen. Ich bedaure nur, daß es sich in diesem Falle schwerlich wird vermeiden lassen, Sie, gnädige Frau, persönlich in die Sache hineinzuziehen, aber ich brauche Sie hoffentlich nicht zu versichern, daß es mit der ganzen Schonung und der Rücksicht auf Ihre Gefühle geschehen wird, auf die Sie in so hohem Grade Anspruch erheben können.«

»Halten Sie dergleichen außerordentliche Veranstaltungen in dieser doch verhältnismäßig gleichgültigen Sache wirklich für notwendig?«

»Ich *glaube*, sie werden notwendig werden, und ich hielt es für meine Pflicht, Sie hierauf aufmerksam zu machen. Wenn nicht aus anderen Gründen, so doch weil die Macht der sogenannten öffentlichen Meinung uns wahrscheinlich früher oder später zwingen wird, die Sache in die Hand zu nehmen. Sie machen sich keine Vorstellung von der Leichtgläubigkeit der Leute. Selbst verständige Menschen, von denen man es am allerwenigsten glauben sollte, lassen sich die abscheulichsten Räubergeschichten aufbinden. Das habe ich bei dieser Gelegenheit wieder so recht erfahren. Aber im Gerichtssaal verstummt die Verleumdung. Die Schranke übt eine geradezu magische Wirkung auf Leute mit einem schuldbeladenen Gewissen aus. Die Eidesablegung ist ein mächtiges Mittel in der Hand eines Richters. So mit seiner ewigen Seligkeit für jedes Wort, das man sagt, eintreten zu müssen, das bringt selbst die Allerverhärtesten dazu, vorsichtig mit der Wahrheit umzugehen.«

»Ja, wenn Sie es also meinen,« sagte Frau Engelstoft, die immer größerer Anstrengung bedurfte, um ihre Unruhe zu verbergen. »Im Übrigen geniert mich das Einrede der Leute nicht im geringsten. Ich bin gegen dergleichen abgestumpft – —«

»Ich verstehe das so gut, gnädige Frau, aber Sie wünschen doch Frieden zu haben, und den hoffe ich Ihnen schaffen zu können. Trotz Ihres geringen Vertrauens zu den Handhabern des Gesetzes – und ich muß Ihnen leider zugeben, daß wir oft, nur allzuoft von den Verhältnissen gezwungen werden, die Augen an der unrechten Stelle zu schließen – wage ich doch zu behaupten, daß wir in der Gerichtsschranke wirklich einen Schutz für die Unschuld besitzen. Aber ich ermüde Sie. Ich habe Sie schon zu lange mit dieser elenden Sache geplagt.«

Er griff nach seinem Hut, den er in einem Augenblick der Selbstvergessenheit auf den Tisch gestellt hatte, und erhob sich, um Abschied zu nehmen.

Frau Engelstoft gab ihm die Hand und dankte ihm mit ein paar gemurmelt Worten für die Teilnahme, die er ihr und ihrer Tochter erwiesen hatte, ein Dank, der den alten Anbeter derartig rührte, daß er sich erkühnte, einen ehrfurchtsvollen Kuß auf die weiße, noch formschöne Hand zu drücken.

»Sie erinnerten mich vor wenigen Augenblicken an die schwere Pflicht, gnädige Frau, die mir durch einen wunderlichen Zufall beschieden war, in des Gesetzes – in eines traurigen Gesetzes – Namen auszuführen, als wir uns zuletzt gesehen. Ich preise mich jetzt gewissermaßen glücklich, bei dieser Gelegenheit, die mir hier gegeben wird, möglicherweise den ungünstigen Eindruck zu mildern, den ich damals als Vertreter der Gerechtigkeit auf Sie gemacht haben muß.«

Noch lange nachdem das Rasseln des hardsvögtlichen Wagens sich in der Allee verloren hatte, saß Frau Engelstoft in ihrem Stuhl am Schreibtisch, nach dem Zimmer

hinein gewandt, und starrte mit einem grübelnden Ausdruck vor sich hin. Die Dämmerung hatte sich ringsumher in die Ecken gelagert. Die Tafelflecke an den Fensterscheiben hatten einen rötlichen Schimmer von der untergehenden Sonne angenommen.

Wenn sie das Geschehene hätte ungeschehen machen können, in diesem Augenblicke hätte sie es getan. Auf alles andere war sie vorbereitet gewesen, daß sie aber gezwungen werden könnte, ihre Erdichtung zu beeidigen, – daran hatte sie nicht gedacht, und hiervor schreckte sie unwillkürlich zurück.

Aber ihr blieb ja seine Wahl mehr! Was auch kommen mochte, sie mußte nun vorwärts. Ein Rückzug war unmöglich. Hinter ihr lagen nur die Wege zur Schande und zum Selbstmord.

Mit einer gewaltsamen Willensanstrengung nahm sie sich zusammen, als sie draußen aus der Diele Stimmen hörte. Es waren Esther und der Kaplan, die aus dem Garten hereinkamen.

Esther erschien mit einem Korb voll Aprikosen im Zimmer. Als der Kaplan über ihre Schulter hinweg gesehen hatte, daß Frau Engelstoft nicht durch Arbeit in Anspruch genommen war, folgte er ihr.

»Hier ist ja ein fremder Herr gewesen, – wir hörten den Wagen«, sagte das junge Mädchen, mit einer Stimme, die ebenso wie ihre ganze blonde Erscheinung unnatürlich kindlich und unentwickelt war und an Vogelgezwitscher erinnerte. »Sine sagt, es sei der Hadesvogt gewesen.«

»Ja, den Besuch dieses Herrn werden wir voraussichtlich in nächster Zeit häufiger erhalten. Es ist in Erbschaftsangelegenheiten – aber davon verstehst du nichts, mein Kind.«

»Nein, weltklug ist Fräulein Esther überhaupt nicht«, sagte der Kaplan mit der ihm eigenen, munteren Offenheit. »Dahingegen sollen ja Sie, Frau Engelstoft, ein ganzes Stück eines Juristen sein, ein erfahrener Gesetzesverständiger, wie ich habe sagen hören.«

Ihre Augen sahen mit einem scheuen Ausdruck zu den seinen auf. Sie befürchtete sogar eine versteckte Anspielung in seinen Worten.

»Es wird soviel gesagt. Man tut sich selber den besten Dienst, wenn man sowenig wie möglich davon glaubt«, sagte sie und wandte sich im selben Augenblick ab, um ihm zu verstehen zu geben, daß sie diesen Scherz nicht fortzusetzen wünsche.

Der Kaplan senkte reumütig das Haupt und schwieg, Esther war mit ihrem Korb an einen Eckschrank getreten und sandte von hier aus ihrer Mutter, deren ungewöhnliche Blässe und schwarzblaue Augenumrandung ihr sofort aufgefallen war, einen angsterfüllten Blick zu.

Nach einer Weile begann Frau Engelstoft:

»Wie war es doch? Sollten Sie selber nicht einmal Jurist werden? Ich meine, davon gehört zu haben.«

»Ja, es war der Wunsch meines Vaters, aber ich konnte ihn nicht erfüllen.«

»Daran taten Sie recht. – Aber weshalb sind Sie eigentlich Geistlicher geworden?«

»Diese Frage haben Sie mir schon ein paarmal vorgelegt, Frau Engelstoft. Und ich werde Ihnen jetzt dasselbe antworten wie früher: weil ich den Beruf dazu in mir fühlte.«

»Den Beruf? Das ist ein leeres Wort, von oben wird uns nichts zuteil.«

»Ich stimme darin nicht mit Ihnen überein, wie Sie wissen. Aber dann nennen Sie es Neigung oder Trieb.«

»Ja, Trieb, das ist besser. Alles ist Trieb. Wir sind verantwortungslos wie das Korn aus dem Felde. In Gutem wie in Bösem werden wir, wozu Wind und Wetter uns machen.«

»Auch hierin bin ich durchaus uneinig mit Ihnen, Frau Engelstoft. Das Leben ist keineswegs ein solches Spiel des Zufalls, wie es oft erscheinen mag. Unser Wille hat auch ein Wort mitzusprechen.«

»Ja, Sie sind so jung! – Was war denn Ihr Wille?«

»Meinem himmlischen Vater zu dienen, mich an dem Kamps für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu beteiligen, das war von Jugend an mein einziger Wunsch.«

»Gottes Reich!« wiederholte Frau Engelstoft nach kurzem Schweigen und schloß die Augen halb, um ihre Bewegung niederzukämpfen: »Gottes Reich ist nicht mehr. – Wissen Sie das nicht? Jetzt regieren die Menschen kraft von Menschen geschaffener Gesetze. Wer Gottes Gesetz folgt, brandmarkt sich selber.«

»Was nennen sie Gottes Gesetz, Frau Engelstoft?« fragte der junge Geistliche –, er hatte in einiger Entfernung von ihr auf einem Stuhl Platz genommen und war voller Eifer, ein theologisches Gespräch wieder aufzunehmen, das sie vor einigen Tagen miteinander geführt hatten. Er hatte auch nie einen Augenblick einen Verdacht in Bezug auf das Testament gegen sie gehegt; aber wenn er gerade in dieser Zeit so gerne mit ihr sprechen wollte, geschah es, weil er hoffte, daß die schweren Prüfungen dieser Tage sie empfänglicher für das Wort des Glaubens und die himmlischen Verheißungen machen sollten.

»Was ich Gottes Gesetz nenne?« entgegnete sie, indem sie ihn herausfordernd ansah. Es steht ein Gesetz in unserem Herzen geschrieben. – Wußten Sie das denn nicht, Herr Pastor?«

»Ja, ich habe davon gehört. Aber ich glaube, daß das Gesetz in den meisten Fällen ebenso schwierig zu deuten ist, wie der Entwurf zu dem neuen Wechselgesetz, von dem ich neulich in der Zeitung las, daß niemand klug daraus werden könne, ohne den Verstand zu verlieren. Ich will zugeben, daß ich zu der inneren Stimme, die der Unglaube immer so hoch im Kurs gehalten hat, kein besonderes Zutrauen habe, weil man nie mit Sicherheit sagen kann, woher sie stammt, ob nicht unsere Eigenliebe, unsere Eitelkeit, unsere Begierde, oder vielleicht alle drei im Verein, das Wort in uns führen. Die Stimme des Gewissens ist oft so vielzünftig: Haben Sie nicht beobachtet, wie sie und etwas ganz Verschiedenes sagt, wenn das Wetter gut oder schlecht, unser Gesundheitszustand gut oder schlecht, unser Geldbeutel leer oder mit Goldstücken gefüllt ist? Sie flüstert uns fast unhörlich zu, wenn wir unter munteren Freunden bei einem festlichen Gelage sitzen, brüllt aber in uns wie ein Donnergetöse, wenn sich der Mensch allein in Zweifel und in tiefster Seelennot befindet. Oft wenn mich die biblische Erzählung von dem Sündenfall des ersten Menschenpaares beschäftigte, habe ich darüber nachgedacht, ob nicht die Schlange mit der gespalteten Zunge die falsche

Gottesstimme des Gewissens bedeuten solle, die so oft die wahre himmlische Stimme übertönt und den Menschen zu so viel Torheit und so vielen Verbrechen verleitet.«

Frau Engelstoft betrachtete ihn wieder mit dem hastigen, mißtrauischen Seitenblick von vorhin.

»Wo suchen denn Sie Gottes Gesetz?« fragte sie nach einer Weile mit gedämpfter Stimme.

»In seinem Wort! – in seinem klaren, offenbaren Wort, das niemals zweideutig ist, nie ein Mißverständnis oder juristische Spitzfindigkeiten zuläßt. Hier stehen seine Gebote mit einer Deutlichkeit geschrieben, daß selbst ein Kind sie begreifen kann. Du sollst nicht stehlen, du sollst nicht töten, du sollst nicht begehren, was deines Nächsten ist. – Und gerade dieselben Gebote bilden ja doch auch die Grundlage für die bürgerliche Gesellschaft in allen christlichen Staaten, so daß man nicht ohne eine starke Verdrehung der Wahrheit sagen kann, daß das göttliche Wort ganz seine väterliche Macht über die Menschen verloren hat. Freilich ist der Kampf zwischen dem Reiche Gottes und dem Reiche der Welt allemal hart und streng, aber mit jedem Tage, der vergeht, zeigt es sich doch deutlicher, wie überall auf der Welt das Licht über die Finsternis, die Wahrheit über die Lüge, Gottes Wort über den Ungeist den Sieg davonträgt.

Wenn man wie Sie, Frau Engelstoft, sich von der kämpfenden Kirche und der Gemeinde der Heiligen losgesagt hat, fehlen einem die Bedingungen, um gerecht über Sieg und Niederlage urteilen zu können!«

»Wie jung Sie noch sind!« sagte sie abermals in einem spöttischen Ton, in dem jedoch ein leichtes Vibrieren von etwas Träumendem, Empfindsamem zu spüren war. »Das Reich des Lichts. Das Reich der Finsternis. Die kämpfende Kirche. – – Sie können alle diese Redensarten noch in gutem Glauben hinnehmen! – – Und doch! Es hat sicher einmal eine Zeit gegeben, wo die Kirche Macht besaß; wo sie eine Zufluchtstätte für das Gute und das Schwache war, ein himmlischer Schutzwall gegen Menschengewalt. Aber jetzt? Gottes Gebote selber, die Sie vorhin anführten, werden ja in der Kirche selber und von den Männern der Kirche verhöhnt. Du sollst nicht töten! Nein, aber wenn die Welt Krieg will, segnen die Geistlichen selber die Mordwaffen. – Du sollst nicht schwören; deine Rede sei ja, ja, nein, nein. Aber ein jeder von uns kann zu jeder Zeit von einem Handhaber des Gesetzes gezwungen werden, den Namen des Höchsten zu mißbrauchen. – Stehet nicht auch geschrieben, daß die Ehe im Himmel geschlossen wird; deswegen sollst du nicht begehren deines Nächsten Weib, und wer eine Geschiedene zum Eheweib nimmt, betreibt Hurerei. Aber was Gott den einen Tag zusammengefügt hat, das scheidet dessen ungeachtet ein Beamter durch seine bloße Unterschrift und gegen eine geringe Bezahlung an einem andern Tage.

Gottes Reich! Aber ich sage Ihnen, daß an dem Tage, als ein Geistlicher zum ersten Male ein Menschenpaar traute, obwohl er wußte, daß, was er im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes segnete, ein unanständiger Mietskontrakt mit soundso vielen Monaten Kündigungsbeziehung war –, an dem Tage zog Gott seinen Geist von der Gemeinschaft der Menschen zurück und überließ sie ihrem bösen Schicksal. An jenem Tage erfüllte sich das Wort, das da geschrieben stehet, die Sonne verdunkelte sich, und der Vorhang des Tempels riß mittendurch. Da ward das

Allerheiligste des Lebens entheiligt – der letzte Altar des Menschen wurde der Schande geweiht!«

Der Kaplan schwieg, teils, weil er in Verlegenheit war, was er antworten sollte, teils, weil er wußte, daß, wenn Frau Engelstoft erst auf die Scheidungsfrage kam –, und das währte niemals lange – ihre Bitterkeit und ihr Menschenhaß derartig die Oberhand gewannen, daß sie ihrer selbst nicht mächtig war; und aus Rücksicht auf Esthers Anwesenheit lag ihm daran, weitere Auslassungen ihrerseits über diese Sache zu verhindern.

Sie aber fuhr von selber fort –, und fast, als spräche sie für sich selber:

»Es gilt nur ein Gebot für die Menschen: hilf dir selber! – – Alles ist Krieg. Und die Waffen sind gebrochene Versprechungen, falsche Eide, Treulosigkeit, Lügen, Verstellung, Betrug. – – Wer nicht unterliegen und niedergetreten werden will, muß sich mit denselben Mitteln wehren, wie die anderen. Was hilft es, gegen eine Welt kämpfen zu wollen? Nein, Betrug gegen Betrug, Eid gegen Eid –, dann ist das Spiel gleich!«

So verhältnismäßig ruhig und gleichsam zufällig die Worte auch kamen, fühlte man doch den Abgrund siedender Leidenschaft, aus dem sie wie glühende Steine aus einem Krater emporgeschleudert wurden. Obwohl weder der Kaplan noch Esther das geringste von dem Grund ihrer ungewöhnlichen Erregung wußten, hatte sie beide allmählich eine unheimliche Stimmung beschlichen. Und unwillkürlich begegneten sich jetzt ihre Blicke in der Dämmerung, gleichsam zusammengeführt von einer gemeinsamen Ahnung kommenden Unglücks, gegen das sie schweigend ein Bündnis schlossen.

V

Als der Nachtwächter auf Sofiehøj in der dunklen Regennacht seine dritte Runde um die großen Scheunen, vorüber an den Ställen und dem langen offenen Holzschuppen, durch den Park und zurück nach dem Schloß gemacht hatte, stieg er mit dem ihm eigentümlichen tiefen Brummen und Fluchen in den Keller hinab, um wie gewöhnlich gegen ein Uhr seine Nacht Mahlzeit zu verzehren und einen Krug warmen Bieres zu trinken, der in der Ofenröhre stand und auf ihn wartete. Gleichzeitig machte er in der Regel eine kleine Unterhaltung mit den Küchenmädchen, die in der Kammer hinter dem Gesindezimmer lagen, und von denen gewöhnlich die eine oder die andere durch den Schein seiner Laterne oder das Getrappel seiner schweren Stiefel geweckt wurde, wenn er sich in seinem dicken Nachtwächtermantel, die Laterne vor sich, an den Tisch setzte, um seine Mahlzeit abzuhalten.

Da nämlich der Nachtwächter Sören ein alter Patron war, vor dem man sich nicht zu genieren brauchte, stand die Tür zwischen den beiden Räumen der Luft halber des Nachts offen; und da er außerdem trotz seines Knurrens und Brummens ein gespaßiger Kerl war, mit dem die Mädchen aus dem Schloß immer ihren Scherz hatten, waren diese nächtlichen Unterhaltungen beiden Teilen gleich unentbehrlich geworden, obwohl es im allgemeinen keineswegs Liebenswürdigkeiten waren, die man durch die Tür hindurch austauschte.

Der Anfang wurde in der Regel aus den Betten heraus gemacht mit einer halbverschlafenen Frage nach dem Wetter, einem langen Gähnen oder einem schlaftrunkenen Fluch über dies »verdammte Rumoren«, das er da betrieb. Aber Sören, dessen Spezialität es war, Dinge zu sagen, die kein anderer in den Mund zu nehmen wagte, und der namentlich Frauenzimmern gegenüber eine Befriedigung darin fand, die allerschrecklichsten Wörter und Wendungen zu gebrauchen, verstand es immer, selbst die unschuldigste Bemerkung so aufzufassen, daß sie eine unanständige Bedeutung erhielt. Und dann entstand ein Kichern und Lachen unter den Federbetten, wenn nach und nach auch die andern Mägde erwachten und der Alte sein loses Mundwerk so recht laufen ließ.

Als Sören diese Nacht aus dem Regen hinunterstieg, hörte er indessen schon draußen auf dem Gang ein eifriges Schwatzen aus der Kammer heraus schallen; und als er hineingetrampelt kam, bemerkten die Mägde kaum sein Kommen, so in Anspruch genommen waren sie durch ihre eigene Unterhaltung.

Sören mußte begreifen, daß etwas Besonderes vorgefallen sei; aber wie es seine Gewohnheit war, sich taub zu stellen, bis er die Laterne angezündet und seinen Krug gefunden und sich am Tisch zurecht gesetzt hatte, tat er auch jetzt, als bemerke er nichts und machte sich mit großer Gemütsruhe über seine Mahlzeit her.

Erst nachdem er eine Weile vergebens gewartet hatte, daß man Notiz von ihm nehmen sollte, sagte er mit barscher Stimme, während er mit seinem rostigen Taschenmesser einen Streifen von seinem Brotknaust abschnitt:

»Was ist denn das für ein Leben bei euch, ihr Dirnen? – Ihr habt doch wohl nicht Mannsleute bei euch?«

»Du kannst ja reinkommen und nachsehen, Sören«, sagte endlich eine.

»Ach, – so! – du bist es, Lotte-Lise. Na, wart' du man, eh du dich's versiehst, bin ich da, mein Schnutechen. Ich bin ja schon alt, aber ich bin noch steif im Rücken, wie der Schneider sagt.«

»Weißt du was davon, warum die Frau morgen mit der Staatskutsche nach der Stadt will?« fragte eine andere.

»Das ist nichts für euch, ihr kleinen Mädchen! Setzt ihr euch auf euren Hintern, Kinder, und steckt eure Nase nicht in anderer Leute Angelegenheiten.«

»Kutscher Anders sagt, sie soll zum Verhör bei der Polizei«, sagte eine dritte.

»Herr Jemine, guten Abend, Sine Fettlamm! Sprichst du von Anders? Kriech du man zu ihm 'raus, dann wirst du schon Bescheid kriegen. Er ist ein Kerl, der seine Sachen in Ordnung hat. Frag' du die kleine Ellen man!«

Es entstand plötzlich ein fürchterliches Gekicher unter den Federbetten, während eine junge Stimme in ganz beleidigtem Ton fragte:

»Was meinst du damit, Sören?«

»Was ich damit meine? Ja, wenn ich das nur wüßte, woher sie so rundlich geworden ist, wie der Küster von der Braut sagte, als er Amen sagen sollte.«

So fuhren sie eine Weile fort, bis eine mit einer tiefen, heiseren Stimme sagte:

»Ach, verschone uns mit deinem Unsinn. Mir deucht, wir haben dein albernes Gerede lange genug mit angehört. Iß du dein Abendbrot und laß uns andre in Ruh'; wir woll'n schlafen!«

»So! Bist du auch noch da, Mutter Malene? du hast heut abend ja ein gewaltiges Maulwerk!«

Aber die Mägde waren jetzt wirklich müde geworden; sie hatten auch über zwei Stunden wach gelegen und über das geschwätzt, was alle Gemüter auf Sofiehøj in Erregung gebracht hatte: nämlich, daß Frau Engelstoff am Nachmittag den Bescheid erhalten hatte, am nächsten Tage vor Gericht zu erscheinen, um eine Erklärung abzugeben. Eine nach der andern legten sie sich jetzt jetzt aufs Ohr und zogen die Federkissen in die Höhe, um zu schlafen.

»Gute Nacht, mein Schatz!« rief die eine.

»Grüß' deine Großmutter und laß dir Tee kochen!« sagte eine andere.

Sören murmelte: »Ja, wartet ihr nur! Ich will euch mal zeigen, was 'ne Harke ist, dann werd't ihr schon aus 'em andern Loch pfeifen. Was meinst du, mein Lotteken?«

Aber jetzt antwortete ihm niemand mehr. Bald ertönte von drinnen her ein mehrstimmiges Schnarchen, begleitet von dem melancholischen Flötenton einer verstopften Nase.

Nach einer Weile klappte Sören sein Messer zusammen, trank noch einen Schluck aus dem Bierkrug, fuhr sich mit dem Rücken seiner braunen Hand über den fettigen Mund, stieß ein paarmal mit großem Wohlbehagen auf und stand endlich auf, um zu gehen.

Draußen hatte der Regen aufgehört. Auch der Nebel hatte sich ein wenig gelichtet, und unter dem schwarzen, sternlosen Himmel trieben niedrighängende graue Wolken über die Wiesen dahin. Sören stieß seinen Krummstock gegen die Pflastersteine und sah zu der Wetterfahne über der hohen Scheune hinauf. Und indem er einige Worte von stürmischem Wetter vor sich hin murmelte, ging er zum Hoftor hinaus, um seine einsame nächtliche Wanderung von neuem zu beginnen.

Nachdem er eine neue Runde gemacht hatte, ging er aus eine kleine Anhöhe hinter den Stallgebäuden und setzte sich auf einen Erdhügel, unter eine dunkle Tannenschonung, die den Gipfel der Anhöhe bedeckte. Hier stopfte er in aller Gemütsruhe eine kleine hölzerne Pfeife und zündete sie in seiner Pelzmütze an; und während er abwechselnd an der Pfeife sog und laut mit sich selber redete, starrte er mit einem grübelnden Blick vor sich hin.

Er konnte von seinem Platz aus den weitläufigen Gebäudekomplex übersehen bis hinab zu dem Eiskeller und der Schmiede und den geringsten Laut von da unten her bis zu dem Pfeifen der jungen Mäuse in den Heumieten auffangen. Da lag nun das alte Schloß vor ihm und ragte mit seinem kleinen Turme dunkel zu dem finstern Nachthimmel auf. Die Wolken hatten sich gerade über dem Schloß ein wenig gelichtet, und ein Stück des Mondes guckte aus ihnen hervor und beleuchtete die blaue Uhrscheibe und die vergoldeten römischen Zahlen.

Vierzig Jahre hatte er – Nacht für Nacht – hier gesessen und dies Heiligtum bewacht.

Und um die langen Stunden hinzubringen, durchlebte er im Geiste immer wieder das bewegte Leben, dessen stummer Zeuge er in diesen vielen Jahren gewesen war. Aber was hatte er hier auch nicht alles gesehen und erlebt! Er konnte bis zu dem allerältesten Geheimrat zurückdenken, der ihn immer »einen Esel« gescholten und ihm einmal im Zorn ins Gesicht gespien hatte. Er erinnerte sich noch ganz genau des Tages, als der König selber mit allen seinen Generalen hier gewesen war und ein Goldstück in seinen Hut geworfen hatte, als er durch das Tor fuhr.

Am längsten verweilten jedoch seine Gedanken in dieser Zeit bei alledem, was sich seit der Rückkehr »der Kröte« zugetragen hatte. In der Nacht, als der Gutsherr starb, hatte er hier auf demselben Hügel gesessen und drinnen im Park einen Uhu schreien hören, so daß ihm ganz schlecht dabei zumute geworden war. Denn, gerade als die Uhr elf schlug, war unten aus dem Schloß ein so wunderbares Geräusch zu ihm gedrungen, und als er unten angelangt war, kam der Schreiber gerade barhäuptig über den Hof gelaufen und erzählte, der Gutsbesitzer sei gestorben.

Er hatte sich gleich seine eigenen Gedanken über die Sache gemacht. Denn es war doch ganz sonderbar, daß sich der Tod gerade drei Stunden nach Ankunft der »Kröte« einstellen mußte. Er würde seine Hand dafür ins Feuer legen, daß sie ihm etwas eingegeben hatte, um zu dem Testament gelangen zu können.

Aber – Gott sei Dank! – das böse Weib bekam jetzt wohl ihre wohlverdiente Strafe. Er hatte selber den Ortsrichter gesehen, als er mit der Vorladung zu ihr kam. Er hatte auch gerade im Stall gestanden, als dann etwas später der Verwalter mit der Order kam, daß Anders am nächsten Vormittag Schlag 10 Uhr mit dem großen Landauer vor der Treppe halten solle. –

Aber während der alte Nachtwächter dasaß und sich mit diesen Gedanken beschäftigte, war plötzlich in ein paar Fenstern an der Seite des Schlosses, die nach dem Park hinaus lag und wo Frau Engelstoff ihre Zimmer hatte, Licht erschienen.

»Jetzt spukt sie!« sagte er.

Jede Nacht waren dieselben Fenster erleuchtet gewesen, zuweilen nur auf einen Augenblick, zuweilen stundenlang hintereinander, und er erklärte es sich damit, daß das böse Gewissen der »Kröte« eine natürliche Furcht vor der Dunkelheit habe. Jetzt aber stutzte er, als er einen Lichtschimmer auch hinter der langen Reihe von Saalfenstern an der anderen Seite des Ganges erblickte. Einmal hatte er nämlich früher schon dasselbe schwache, flackernde Licht auf den weißen Rouleaus gesehen, und er konnte nicht begreifen, was sie zu dieser Zeit der Nacht in dem leeren Saal zu tun haben könne, wo kaum ein Stück Möbel stand, in dem etwas zu verschließen war, nur einige Stühle und die alte Leierkastenuhr.

Er stand auf, fing an hinabzuschleichen, um möglicherweise vom Park aus etwas entdecken zu können. Im selben Augenblick aber verschwand das Licht im Saal, und gleich darauf erlosch es auch hinter den roten Fenstervorhängen in ihrem Arbeitszimmer.

— — — — —

Schlag 10 Uhr hielt ein geschlossener Wagen mit florumwundenen Laternen unten an der hohen, halbbogenförmigen Fliesentreppe im inneren Hofe, und drinnen hinter den Kellerfenstern und hinter den Fenstern der Gutsschreiberstube in dem einen Seitenflügel waren eine Menge von Gesichtern flach gegen die Scheiben gedrückt; alle wollten einen Schimmer von Frau Engelstoff erhaschen, wenn sie in den Wagen stieg.

Jetzt, nachdem sich die Polizei der Sache angenommen hatte, glaubte eigentlich niemand außer dem alten Nachtwächter Sören mehr an ihre Schuld. Von dem Augenblick an, wo der Ortsrichter dagewesen, war die Stimmung aus Sofiehøj umgeschlagen, weil in Wirklichkeit nur die wenigsten im vollen Ernst an ein Verbrechen geglaubt hatten. Die übrigen hatten sich nur zu den Demonstrationen gegen sie verlocken lassen, aus der allgemeinen menschlichen Freude, anderen wehe zu tun.

Die meisten waren jetzt wohl gar der Ansicht, daß man reichlich hart gegen sie vorgegangen war, freuten sich aber doch bei dem Gedanken, sie vor der Gerichtsschranke zu sehen, gezwungen, alle gestellten Fragen wie jeder Bettler zu beantworten. Es lag etwas so Berauschendes in diesem Gefühl, die Macht, zu demütigen, in der Hand zu haben.

Die Leute hinter den Fenstern sollten nicht lange warten. Nach Verlauf von wenigen Minuten erschien Frau Engelstoff auf der obersten Treppenstufe, tief verhüllt von dem langen, faltenreichen Witwenschleier, der den neugierigen Blicken auch nicht einen Ohrzipfel preisgab.

Der dicke Kutscher auf dem Bock machte vorschriftsmäßig Honneur mit seiner Peitsche. Die Haushälterin und die Kammerjungfer begleiteten sie schweigend mit Decken und Schals an den Wagen.

»Vergessen Sie auch nicht, die Möbel in meinem Zimmer während meiner Abwesenheit zu klopfen«, hörte man sie zu der letzteren sagen, und ihre Stimme war so

ruhig, ihr Ton so natürlich, als ob außer ihrem Haushalt nichts in der Welt ihren Sinn beschäftigte.

Oben im Zimmer, von einer Gardine verborgen, stand Esther und starrte mit ihren großen, luftblauen Augen zu der Mutter hinaus. Und als der Wagen davongefahren war, ging sie bleich und angstvoll im Zimmer auf und nieder, die gefalteten Hände gegen den Mund gepreßt. Schließlich setzte sie sich in die Ecke des Sofas, wo sie mehr und mehr zusammenkroch, während sie sich mit einem bangen Ausdruck im Zimmer umsah und bei jedem Laut in die Höhe fuhr.

Als die Haushälterin hereinkam, um nach dem Ofen zu sehen, faßte sie nach langem Besinnen endlich Mut und fragte, was denn eigentlich in dieser Morgenstunde vor sich gehe.

»Was vor sich geht? – Was meinen Fräulein Esther?« sagte die Alte und stellte sich ganz verständnislos.

»Weshalb seid ihr heute alle so sonderbar – und warum ist Mutter weggefahren? Sie wollte es mir nicht sagen.«

»Aber mein Gott, daß die gnädige Frau in die Stadt fährt, ist doch nichts so Sonderbares. Die gnädige Frau hat wohl Geschäfte dort.«

»Aber was sollte sie auf dem Polizeiamt? – Ja, ich weiß es recht gut, ich hörte heute morgen, daß Anna und Maren Sophie draußen auf dem Gang darüber flüsteren. Hat jemand gestohlen?«

»Wozu wollen Fräulein sich daran kehren, was so ein paar dumme Dirnen zusammen schwatzen?« sagte die Haushälterin, nachdem sie sich mit großer Anstrengung vor dem Ofen auf die Knie gelegt hatte.

»Sie verbergen mir etwas, Mamsell Andersen.«

»Na ja, wenn Fräulein schon so viel wissen, können Sie ja gern den Rest auch noch erfahren. Es ist sonst was, wovon Fräulein doch nichts verstehen und sich auch nicht mit zu befassen brauchen.«

»Was ist es denn?«

»Ach, es ist nichts weiter, als ein Papier von dem seligen Herrn, das weggekommen ist. Und darüber will das Erbschaftsgericht jetzt gern Bescheid haben. So hab' ich es wenigstens verstanden.«

»Ein Papier? – – Dann muß es doch wohl ein wichtiges Papier sein?«

»Ja, es ist wohl so was man ein Dokument zu nennen pflegt.«

»Aber was hat denn Mutter damit zu tun? Sie kann doch nicht wissen, wo es geblieben ist.«

»Ja, sehen Fräulein, vielleicht glaubt das Erbschaftsgericht das doch,« – sagte die alte Haushälterin, besann sich aber sofort und fing auf das eifrigste an, in den glühenden Torfkohlen herumzustochern, aus Furcht, daß sie sich schon zu weit hatte fortreißen lassen.

Esther bemerkte es indessen nicht; sie war zu sehr von dem in Anspruch genommen, was sie selber in der letzten Nacht erlebt hatte. Schon am vorhergehenden Abend hatte

sie bemerkt, daß etwas geschehen war, was die Mutter in Unruhe versetzte. Sie hatte sie bis zur Schlafenszeit in ihrem Zimmer auf und nieder gehen hören, und beim Abendbrot hatte sie nicht nur nichts gegessen, sondern war so geistesabwesend gewesen, daß sie »Guten Morgen« statt »Gesegnete Mahlzeit« gesagt hatte, als sie aufgestanden waren. Ganz gegen ihre Gewohnheit hatte sie sich früh zur Ruhe begeben, und da die Türen zwischen ihren Schlafzimmern des Nachts immer offen standen, hatte Esther hören können, daß sie ein Schlafpulver nahm, ehe sie sich hinlegte. Jeden Augenblick drehte sie sich im Bett herum, und mehrmals im Laufe der Nacht war sie ausgestanden und hatte – wie das ihre Gewohnheit war, wenn sie nicht schlafen konnte – die Lampe im Arbeitszimmer angezündet. Was jedoch Esther namentlich gewundert hatte, war, daß die Mutter einmal die abgeschlossene Tür nach dem Vorplatz geöffnet hatte und von hier aus in den großen Saal auf der anderen Seite gegangen war. Und als sie nach Verlauf einiger Zeit nicht zurückkehrte, war Esther von Angst erfaßt und hatte sich auf nackten Füßen durch das Zimmer geschlichen. Durch die Reihe der geöffneten Türen hatte sie da die Mutter an einem der Fenster drinnen im Saal stehen und beim Schein des Lichts, das sie vor sich auf die Fensterbank gestellt hatte, in einem großen Papier lesen sehen. Niemals hatte sie die Mutter so alt aussehend gefunden. Sie war in ihrem Nachtgewand, das graue Haar fiel ihr über die Schulter herab, die rechte Hand lag mit gekrümmten Fingern über dem Mund und um das Kinn und erinnerte Esther an das schreckeneinflößende Bild einer Sibylle, das sie einmal in einem Reisewerk gesehen hatte. – Sie hatte sie noch nicht lange beobachtet, als die Mutter das Papier zusammenlegte und in einen verborgenen Raum unter dem Fensterbrett steckte. Im selben Augenblick sah sie sie zusammenfahren, als ob irgendein Laut sie erschreckt habe, und gleich darauf löschte sie das Licht aus. Esther war schleunigst in ihr Bett zurückgeschlichen und lag längst unter der Decke, als sie hörte, wie die Mutter die Lampe in ihrem Zimmer ergriff und sich in die Tür zu ihrem Schlafzimmer stellte. »Schläfst du, Esther?« hatte sie mit gedämpfter Stimme gefragt, Esther aber hatte still wie eine Maus gelegen und nichts geantwortet.

Diese nächtliche Erinnerung hatte sie während dieses ganzen unruhigen Morgens verfolgt, die Worte der Haushälterin stellten sie in noch unheimlichere Beleuchtung für sie.

»Sagen Sie mir doch, Mamsell Andersen,« fragte sie, sie hatte das Kinn in die eine Hand gestützt, und ihre Stimme klang ganz einschmeichelnd unschuldig: »Wie sieht eigentlich ein Dokument aus?«

»Ein Dokument?«

»Ja, das ist doch ein großer Bogen Papier, nicht wahr? – Mit etwas darauf geschrieben?«

»Ja!«

»Und in einem gelben Umschlag?«

Die Alte am Ofen wandte sich mit einem Lächeln um.

»Warum meinen Fräulein denn, daß der Umschlag gerade gelb sein soll?«

Jetzt war Esther bange, daß sie etwas verraten haben könne.

»Nein, ich meine ja nur«, beeilte sie sich hinzuzufügen. »Er kann ja auch ebensogut rot oder blau oder grün sein.«

»Ja, oder was sagen Sie zu gar keinem Umschlag?«

»Ja, freilich – freilich«, rief sie mit krampfhafter Heiterkeit. »Gott, wie dumm das von mir gesagt war.«

»Ja«, sagte die Alte, indem sie sich stöhnend erhob. »Ich habe aber wirklich keine Zeit, hier zu sitzen und zu schnacken, Fräulein müssen ja auch bald Frühstück haben!«

»Ach nein –, Sie dürfen nicht gehen! – Sie dürfen nicht weggehen!« schrie Esther beinahe in ihrer Angst. Und als die Alte an ihr vorüberkam, um zur Tür hinauszugehen, faßte sie sie mit beiden Händen um den Arm, um sie zurückzuhalten. »Liebe, gute, prächtige Mamsell Andersen – bleiben Sie hier bei mir. Hören Sie doch! Sie dürfen nicht weggehen!«

»Aber Fräulein Esther!«

»Ich fürchte mich so, Mamsell Andersen! Ich mag nicht allein sein. Ich habe fortwährend ein Gefühl, als wenn jemand da drinnen im Saale ginge. Können Sie nicht noch ein wenig hierbleiben? Nur noch eine Stunde – nur fünf Minuten!«

»Sie müssen sich nicht so ängstigen, kleines Fräulein. Hier im Hause ist wirklich niemand außer uns. Beruhigen Sie sich nur. Ich will schon von Zeit zu Zeit bei Ihnen einsehen, wenn ich vorüberkomme. – Aber da kommt ja der Kaplan durch das Hoftor gegangen! Dann haben Fräulein ja Gesellschaft. Und er sieht noch obendrein aus, als wenn er etwas Neues zu erzählen hätte.«

Das hatte er auch wirklich. Und der junge Geistliche war selber so davon erfüllt, daß er beinahe mit den Galoschen ins Zimmer gekommen wäre. Als er erfuhr, daß Frau Engelstoft nicht zu Hause war, sah er durchaus nicht enttäuscht, sondern vielmehr erfreut aus und fragte gar nicht, wo sie sei.

Dahingegen ergriff er Esthers beide Hände, hielt sie lange fest und sagte, noch ehe die Haushälterin zur Tür hinausgegangen war:

»Jetzt habe ich meinen großen Entschluß gefaßt. Heute morgen habe ich mein Gesuch abgeschickt. Und nun wollte ich, daß Sie, Fräulein Esther, die erste sein möchten, die mir Glück wünscht.«

Das, was er beschlossen, und was er seit längerer Zeit bei sich selber erwogen und worüber er auf seine offene Weise mit Freunden und Bekannten geredet hatte, war das Aufgeben seines Pfarramtes, um als Missionar in ein barbarisches Land im Innern Asiens zu ziehen. Schon seit mehreren Jahren, ja, eigentlich schon seit seiner Kindheit hatte er sich zur Missionswirksamkeit hingezogen gefühlt. Und im Grunde hatte er sich nie so recht wohl gefühlt als Pfarrer in der dänischen Volkskirche, wo – wie er fand – der wirklich lebendige und brennende Glaube von der Lauheit und der fromm maskierten Heidenschaft stets mit scheelen Blicken angesehen wurde.

Auch Frau Engelstoft gegenüber hatte er kürzlich von seinen Plänen gesprochen, und zu seiner großen Überraschung hatte sie dieselben sofort mit großer Wärme gebilligt. Namentlich aber hatte er Esther zu seiner Vertrauten in dieser Sache gemacht.

Gerade mit einer kühnen Hoffnung auf ihre junge, schwärmerische Seele hatte er jetzt angefangen zu handeln. Er wußte sehr wohl, daß sie selber noch ein Heidenkind war, eine kleine Wilde, unwissend und verzaubert. Aber in allen ihren kindlichen Phantasien mit Blumen und Sternen erblickte er nur eine irregeführte religiöse Sehnsucht, einen schlummernden Gottesdrang, der – einmal erweckt – die Pforten des Himmels stürmen würde.

Ganz aus der Lust gegriffen war seine Hoffnung nun auch nicht. Wie wenig Esther seine Gefühle für sie wohl noch ahnte, geschweige denn seine Absichten in bezug auf sie kannte, war sie doch ganz Ohr gewesen, wenn er in Gegenwart der Mutter oder mit ihr allein von dem fernen Lande erzählt hatte, wohin er reisen wolle. Sie hatte still dagesessen und gelauscht wie ein Kind, das Märchen hört; und der Kaplan hatte in ihren Augen gelesen, wie alles, was er erzählte, in ihr lebendig wurde, zu Bildern ihrer noch unreifen Sehnsuchtsträume wurde: die blühenden Magnolienbäume, die die Hänge der Berge bedeckten und die Luft in meilenweitem Umkreise mit Wohlgerüchen erfüllten, die Flußufer, wo Büffel lagen und sich in dem weichen Schlamm kühlten, und Scharen blaßroter Flamingos zwischen kohlkopfgroßen Wasserrosen einherstolzten – die Myriaden von Feuerfliegen, die des Nachts die paradiesische Landschaft erhellten –, die Strohütten der Eingeborenen und die mächtigen grasreichen Ebenen, wo man – wie am Morgen der Zeiten – tagelang reisen konnte, ohne ein menschliches Wesen zu treffen, sorglos unter dem Sonnensegel in einer Ochsenkarre ruhend, oder auf dem Rücken eines Kamels schaukelnd –

— — — — —

Der Kaplan war ganz enttäuscht durch die zerstreute Art und Weise, mit der sie ihm gerade heute empfing und ihm zuhörte. Kaum daß sie sich hinreichend zusammenehmen konnte, um ihm den Glückwunsch auszusprechen, um den er gebeten hatte. Fast als fürchte sie sich vor ihm, hatte sie sich in die Sofaecke gedrückt und saß nun dort, die Hand unter dem Kinn und starrte mit großen toten Augen vor sich hin.

Er konnte schließlich nicht umhin, sie zu fragen, weshalb sie so geistesabwesend sei. Und da erhob sie sich plötzlich, trat an das eine Fenster, preßte den Arm gegen die Stirn und stützte sich schwer gegen den Fensterpfosten, indem sie ganz unbeherrscht stöhnte:

»Ach ja, wenn man nur weit, weit von hier fort wäre!«

Im selben Augenblick fiel ihm erst der Grund zu Frau Engelstofts Abwesenheit ein, und damit erhielt er auch die Erklärung zu Esthers sonderbarem Wesen.

Er trat jetzt an sie heran, legte die Hand auf ihre Schulter und sagte in seiner ruhigen, offenen Weise:

»Wissen Sie, Fräulein Esther, daß ich heute auch mit einem anderen Anliegen hierher gekommen bin? Ich wollte Sie fragen, ob Sie sich wohl vorstellen könnten, daß Sie meine Reisebegleiterin drüben nach dem fernen Lande würden – ja, jetzt sehen Sie mich so entsetzt an. Aber ich meine es buchstäblich. Ich wollte Sie fragen, ob Sie meine Gattin werden wollten. Aber Sie sind heute, was ich sehr wohl verstehe, zu sehr von anderen Gedanken in Anspruch genommen, um mir antworten zu können. Morgen oder übermorgen, wenn Sie wieder mehr Ruhe und Frieden gefunden haben, um mit sich

selber und mit Gott zu Rate zu gehen, will ich kommen, um mir Ihre Antwort abzuholen.
Leben Sie wohl bis dahin. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi!«

VI

Ein hoher Gerichtssaal mit einer Reihe nach Süden gelegener Fenster, durch die die Sonne lustig die großen kahlen Wandflächen bescheint. Quer durch den Saal läuft die Schranke, und dahinter thront der Hargesvogt in goldgestickter Uniform und dreht ungeduldig ein Lineal in der Hand hin und her. Links von ihm sitzt ein Schreiber an einem kleinen Tisch, ein mächtiges Protokoll vor sich, und an der Tür auf der anderen Seite der Schranke, durch die die Komparenten herein- und hinausgeführt werden, steht ein ellenlanger Gerichtsdiener und schläft halb in aufrechter Stellung, den Daumen an der Hosennaht.

Das Verhör des Dutzends vorgeladener Männer und Frauen nähert sich seinem Ende. Realschuldirektor Brandt war zuerst aufgerufen, um eine Erklärung abzugeben. Er hatte an Eides Statt erklärt, daß er drei Stunden vor Gutsbesitzer Engelstofts Tode mit diesem gerade über sein Testament gesprochen, und daß nach seiner festen Überzeugung jeder Gedanke, auch an eine nur teilweise Aufhebung desselben dem Verstorbenen zu dieser Zeit vollkommen fern gelegen habe. Falls er deswegen wirklich ein paar Stunden später seine Einwilligung zu der völligen Vernichtung des Testaments gegeben haben sollte, müsse das in einem geistigen Zustand geschehen sein, in dem er sich der betreffenden Handlung nicht mehr klar und voll bewußt gewesen war, wodurch sie also auch in diesem Falle ohne gerichtliche Gültigkeit sei, im übrigen aber glaube er, der Komparent, nicht an diese Erklärung.

Auf die Frage des Hargesvogts, ob er denn jemanden im Verdacht habe, sich das Testament angeeignet zu haben, hatte der Schuldirektor kühn ja geantwortet. Er zweifle freilich nicht daran, sagte er, daß Frau Engelstoft es in Übereinstimmung mit ihrer Erklärung vernichtet habe, aber, wohl zu beachten, erst nach dem Tode des Gutsbesitzers, und ohne dessen Einwilligung dazu. Und er hatte hinzugefügt: wie unglaublich es auch klingen möge, daß eine Dame von Frau Engelstofts Stande eine so empörende Handlung begehen könne, so dürfe man doch nicht vergessen, daß offenbar in ihrer Familie eine Neigung zum Verbrechen vorhanden sei, indem Frau Engelstofts längst verstorbener Bruder, nach dem, was man bei dieser Gelegenheit in Erfahrung gebracht, sich an der Kasse seines Prinzipals vergriffen habe und nach Amerika geschickt sei, um der Strafe zu entgehen.

Dieser letzte Giftstich wurde in der wohl überlegten Erklärung des Schuldirektors wie der Punkt über dem i angebracht. So wenig fremd die angeführte Tatsache gerade dem Richter war, der seiner Zeit den armen Jungen gekannt und lebhaften Anteil an seinem Schicksal genommen hatte, machte die Erinnerung daran in diesem Augenblick doch einen gewissen Eindruck auf ihn.

Gleich darauf rief er jedoch, dunkelrot vor Zorn aus:

»Wenn diese losen Vermutungen, die Sie hier angeführt haben, alles sind, worauf Sie Ihren Verdacht bauen, so fehlen mir allerdings die Worte, um Ihr Benehmen zu stempeln. – Oder haben Sie noch etwas vorzubringen?«

»Nein!«

»Dann können Sie gehen.«

Hierauf war eine Reihe von Personen verhört worden, die sich an öffentlichen Orten über die Sache geäußert hatten, als wenn sie Bescheid darüber wüßten.

Der Schuldirektor und Rechtsanwalt Sandberg hatten im Verein mit dem bestochenen Schutzmann ihre Namen aufgestöbert und dafür gesorgt, daß sie vorgeladen wurden.

Die Erklärungen aller dieser Menschen verliefen als loses Geschwätz im Sande. Entweder leugneten sie überhaupt, etwas gesagt zu haben, oder sie redeten sich mit zeugenfähigen Äußerungen heraus. Einer von den Knechten aus Sofiehøj selber, der eines Abends im berauschten Zustand erzählt hatte, daß er in der Nacht, als der Gutsbesitzer gestorben war, Frau Engelstoft, einen Beutel mit Geld in der Hand, in den Park habe schleichen sehen, geriet so außer Fassung, daß er vor der Schranke laut zu heulen anfang; und der Schutzmann mußte ihn schließlich beim Kragen nehmen, um ihn wegzuführen.

Eine von den zuletzt Vernommenen war die Krankenpflegerin Schwester Bodil.

Sie wiederholte, was sie früher schon erzählt hatte, wie sie einige Zeit, nachdem der Gutsbesitzer und Frau Engelstoft an jenem Abend allein im Krankenzimmer gewesen waren, gehört hatte, wie die Türen zu dem eisernen Schrank geöffnet und wieder geschlossen wurden, im übrigen aber wisse sie nichts von dem, was zwischen ihnen vorgegangen sei.

Der Haldesvogt fragte:

»In welchem Zustand fanden Sie den Kranken vor, als Frau Engelstoft Sie später hineinrief?«

»Der Todeskampf hatte damals eben begonnen.«

»Wie lange nachher trat der Tod ein?«

»Ich glaube, es können wohl zehn Minuten vergangen sein.«

»Sagte er während der Zeit etwas?«

»Nein – jedenfalls nicht so, daß ich es verstand.«

»Haben Sie oder Frau Engelstoft das Sterbezimmer während der Zeit verlassen?«

»Nein.«

»Aber später, nachdem der Tod eingetreten war?«

»Ich ging einen Augenblick in das anstoßende Zimmer, um Mamsell Andersen, die Haushälterin, zu rufen, die im Eßzimmer saß.«

»Waren Sie so weit oder so lange entfernt, daß inzwischen Schränke oder Schubladen geöffnet werden konnten, ohne daß Sie es hörten?«

»Das glaube ich nicht.«

»Sie kannten ja den Verstorbenen nach einer so langen Pflege recht genau. Hatten Sie den Eindruck einer besonders erregten Gemütsstimmung bei ihm, als Sie hineingerufen wurden?«

»Nein!«

»Vielleicht fiel Ihnen das Gegenteil auf, – eine ruhige und versöhnliche –«

»Ich hatte nur den Eindruck eines Sterbenden.«

»Sie bemerkten also kein Anzeichen eines unmittelbar vorausgegangenen heftigen Wortstreites, geschweige denn einer gewaltsamen Überredung?«

»Nein!«

»Wie erklären Sie sich denn den plötzlich eingetretenen Todesfall? Denn Sie waren doch nicht darauf vorbereitet, daß derselbe so bald eintreten würde?«

»Ich glaube wohl, daß die durch Frau Engelstofts Ankunft und durch die lange Unterredung hinterher hervorgerufene Gemütsbewegung den Tod beschleunigt hat; im übrigen war Herr Engelstoft schon vorher so schwach, daß man jeden Augenblick auf eine Katastrophe gefaßt sein konnte.«

Nachdem der Hardsesvogt noch einige Fragen an sie gerichtet und die ganze Verhandlung zu Protokoll gegeben hatte, wurde dasselbe ihr vorgelesen, und sie erhielt einen Wink, abzutreten.

Aber sie blieb stehen und bat, ob sie nicht noch etwas sagen dürfe.

»Was nun noch?« rief der Richter ungeduldig aus, in dem augenblicklichen angstvollen Gefühl einer drohenden Gefahr.

Sie sagte, sie wünsche Frau Engelstoft so wenig wie sonst einem Menschen anderes als Gutes; aber sie müsse um ihres eigenen Gewissens willen etwas sagen, was sie – und wahrscheinlich nur sie allein – mit Bestimmtheit wisse.

»Ja, der Ansicht waren die anderen ja auch. Aber so reden Sie doch, und machen Sie ein Ende mit der Sache.«

Sie wolle nur das eine sagen, sie habe gehört, daß das bestrittene Testament nach Frau Engelstofts Aussage in Gegenwart des Gutsbesitzers verbrannt sein solle; aber das könne nicht gut der Fall sein.

»Und warum nicht?«

»Weil zu jenem Zeitpunkt in dem Ofen im Schlafzimmer des Gutsbesitzers kein Feuer gewesen ist oder gewesen sein kann.«

»Was soll das heißen? Als ob man ein Stück Papier nicht auch in einem Ofen verbrennen kann, ohne daß vorher Feuer darin gewesen ist!«

»Herr Hardsesvogt mißverstehen mich. Es kann zu dem Zeitpunkt überhaupt unmöglich im Ofen etwas verbrannt sein, weder Papier noch sonst etwas.«

»Wie können Sie das mir mit einer solchen Bestimmtheit sagen?«

»Ja, denn das Ofenloch war voll von Wattenstücken, die ich benutzt hatte, um die Arme des Gutsbesitzers des Abends vor dem Einschlafen mit Spiritus einzureiben. Am Tage, nachdem der Gutsbesitzer gestorben war, lagen die Wattestücke noch im Ofen; und es ist doch einleuchtend, namentlich da sie mit einem brennbaren Stoff getränkt waren, daß sie bei der geringsten Berührung mit Feuer augenblicklich in Flammen hätten aufgehen müssen.«

Der Hadesvogt hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und die Arme gekreuzt. Während sein Hundegesicht sich zu einer schreckeinjagenden Grimasse zusammenzog, betrachtete er ängstlich Schwester Bodil hinter den gesenkten Brauen mit einem einfältig blinzelnden Blick.

»Das ist ja sonderbar. Wie sind Sie nur auf die eigentümliche Idee gekommen, gerade im Ofen nachzusehen?«

»Es ist meine Pflicht, ehe ich ein Haus verlasse, das Zimmer zu reinigen, in dem mein Patient sich aufgehalten hat, und alles wegzuschaffen, was mit dem Kranken in Berührung gekommen ist.«

»Nun, – Sie entfernten auch die Wattestücke?«

»Ja, ich habe sie verbrannt. Es fiel mir ja damals nicht ein, daß sie von irgendwelcher Bedeutung werden könnten.«

»Hm – hm!«

Es trat eine kurze Stille ein.

»Ich nehme an, daß Sie sich klar darüber sind, welche Bedeutung Ihre Mitteilung möglicherweise für die Sache haben kann, um deren Aufklärung es sich hier handelt. Ich hoffe, daß Sie deshalb Ihre Worte genau erwogen und nichts weiter gesagt haben, als was Sie nötigenfalls durch Ihren Eid bekräftigen können. Sind Sie dazu bereit?«

»Ja, ich bin dazu bereit!«

»Ja, dann habe ich Sie in diesem Augenblick nicht mehr zu fragen. Aber Sie haben wohl die Güte, hierzubleiben, weil ich möglicherweise später noch Ihrer bedürfen werde.«

Jetzt wurde Frau Engelstofts Name aufgerufen, und die Augen des Schreibers wie die des türöffnenden Gerichtsdieners standen förmlich aus dem Kopfe heraus, als sie, nachdem sie eine Weile auf sich hatte warten lassen, im Saal erschien.

Der Hadesvogt, dessen Gesicht einen grübelnden Ausdruck angenommen hatte, begrüßte sie mit soviel von der ihm angeborenen Galanterie, wie es die Heiligkeit des Ortes und die Würde des Richterstuhles gestattete.

Er machte eine Bewegung mit der Hand nach dem Stuhl vor der Schranke, auf dem den Honoratioren unter den Vorgeladenen Platz angewiesen wurde; aber sowohl die Ungeschicklichkeit dieser Handbewegung als die ganze unsichere Art und Weise, in der er das Verhör leitete, verrieten, welche Verlegenheit er über die Gewalt empfand, die ihm in diesem Augenblick kraft seiner Stellung über sie gegeben war.

Frau Engelstofts Wesen war außerdem mürrisch und abweisend. Sie hatte den Schleier vom Gesicht zurückgeschlagen und erstattete ihren einleitenden Bericht mit einer Sicherheit, aus der ein sein geübtes Ohr leicht etwas Einstudiertes herausgehört haben würde. Die Fragen des Richters, die immer nichtssagender wurden, beantwortete sie dahingegen nur kurz oder gar nicht. Sie kannte ihre Macht über diesen Mann und war entschlossen, sie zu benutzen.

So vergingen wohl zehn Minuten mit zwecklosem Hin- und Herreden, bis der Richter endlich Mut faßte und die entscheidende Frage stellte.

»Sie halten also daran fest,« sagte er und begegnete zum erstenmal ihrem Blick, »Sie halten also daran fest, daß das Testament auf des Verstorbenen eigenen Wunsch vernichtet ist?«

»Ja.«

»Und in Gegenwart des Verstorbenen?«

»Ja!«

»Und auf welche Weise wurde es vernichtet?«

»Es wurde ganz einfach verbrannt.«

»Im Ofen?«

»Ja.«

»In dem Ofen, der im Zimmer des Verstorbenen stand?«

In der Art und Weise, wie diese Frage gestellt wurde, wie auch in dem gespannten Gesichtsausdruck des Richters lag etwas, das ihr plötzlich ein ängstliches und schwindelndes Gefühl einflößte, als befände sie sich am Rande eines Abgrundes. Ohne sich zu besinnen, antwortete sie:

»Nein.«

»Aber wo dann?«

»In dem Ofen im Saal nebenan, – damit kein Rauch oder Qualm den Atem des Kranken beschweren sollte.«

Es war, als falle eine zentnerschwere Last von den Schultern des Richters.

Die Angst hatte ihm förmlich den Schweiß auf die Stirn getrieben. Ganz befriedigend war ihre Antwort bei genauerem Erwägen nun freilich nicht. Es war dadurch ein Widerspruch in ihre Aussage gekommen, der allerdings an und für sich ohne Bedeutung war, die ganze Erklärung aber doch ein klein wenig erschütterte.

»Sie fügten vorhin, die Vernichtung des Testaments sei in Gegenwart des Verstorbenen vor sich gegangen?«

»Ja«

»Das war also nicht ganz korrekt. Was drinnen im Saal vor sich ging, konnte der Verstorbene nämlich nicht von seinem Bette aus verfolgen.« –

»So buchstäblich sollten die Worte natürlich nicht aufgefaßt werden. Im übrigen ist das ja auch ganz ohne Belang.«

»Das ist wohl war, – ich räume das ein«, sagte er abermals ganz verlegen und verwirrt, bei Spitzfindigkeiten ertappt zu sein, die als Ausdruck eines Verdachtes gegen sie aufgefaßt werden konnten.

»Das Entscheidende ist natürlich, daß es mit Einverständnis des Verstorbenen geschah, mit seiner vollen, freiwilligen Billigung. Und in bezug hierauf halten Sie also an Ihrer früheren Erklärung fest, die Ihnen jetzt vorgelesen werden soll.«

Nachdem hierauf das Protokoll verlesen und von ihr richtig befunden war, fuhr er mit einer entschuldigenden Verbeugung fort:

»Es ist jetzt meine mir vorgeschriebene Pflicht, Sie zu fragen, ob Sie Ihr Gewissen wohl genau erforscht und die Folgen wohl bedacht haben, falls Sie später zu einer anderen Erkenntnis kommen sollten? Und ob Sie schließlich ohne Furcht die abgegebene Erklärung mit Ihrem Eidschwur bekräftigen können?«

»Ja!«

Sie sagte das in der Hoffnung, daß der Eid nicht selber von ihr verlangt werden würde. Während sie ihren falschen Bericht über die Ereignisse der Todesnacht, die sie übrigens jetzt so oft wiederholt und in ihren Gedanken durchlebt hatte, daß sie nahe daran war, an die Richtigkeit zu glauben, erstattete, hatte sie die Angst vor dem Eidschwur noch nicht überwinden können.

Der Hargesvot aber war sich die ganze Zeit darüber klar gewesen, daß nur eine beeidigte Aussage ihrerseits die Kraft haben würde, das Mißtrauen niederzuschlagen; und da er trotz allem nicht den geringsten Zweifel über ihre Unschuld hegte, griff er vertrauensvoll nach dem Eidesformular, um zu der feierlichen Handlung zu schreiten.

Er erhob sich und gab der »Komparentin«, die einen scheuen Blick auf das schwarz eingebundene Formularbuch geworfen hatte, zu erkennen, daß auch sie sich erheben solle. Der Gerichtsdienner, der sich auf das Ende einer Bank an der Tür niedergelassen hatte, erhob sich ebenfalls wieder, um die Gelegenheit zu ergreifen, mit seinem militärischen Anstand zu glänzen, während der Schreiber sich damit begnügte, die Feder niederzulegen.

»Der Schwörende versichert, daß er die Wahrheit, die reine, unverfälschte Wahrheit ausgesagt hat, so daß er nichts erklärt hat, was er nicht wußte, und nichts verheimlicht hat, was er zur Aufklärung dessen, worüber ihm eine Erklärung abgefordert wurde, wußte, sich auch keines Vorbehalts bedient, sondern die Worte aufrichtig und in der Meinung gebraucht, in der er wußte, daß sie verstanden wurden. Er steht vor dem Gericht der Menschen, das den Meineidigen hart strafen wird, wenn Gott die Wahrheit ans Licht kommen läßt, und aller Herzen werden sich demjenigen verschließen, der mit dem schrecklichen Namen eines Meineidigen gebrandmarkt ist. Er sieht vor dem Angesicht des allwissenden Gottes, der in das Verborgene sieht und offenbarlich bezahlt; wie er den Fluch ausgehen ließ, daß er in das Haus des Diebes kommen soll und in das Haus dessen, der fälschlich bei seinem Namen schwört.«

Während der Richter diese Sätze schnell und ausdruckslos vor sich hinmurmelte wie etwas Auswendiggelerntes, hatte Frau Engelstoff die eine Hand auf die Lehne der Schranke gelegt, um sich darauf zu stützen. Sie fühlte, wie ihr der Boden unter den Füßen schwankte.

Und jetzt erhob der Richter seine Stimme, die das Gepräge eines gewohnheitsmäßigen priesterlichen Pathos annahm, indem er das schicksalschwangere Schlußwort des Formulars verlas:

»Er hebe der alten Sitte gemäß die drei Finger der rechten Hand, und dies sichtbare Zeichen soll ihn daran erinnern, daß er den dreieinigen Gott zum Zeugen anruft, und daß, falls er falsch schwört, er der Gnade, des Schutzes und des Segens Gottes entsagt hat; er hat den Erlöser der Welt verleugnet und kann keine Zuflucht bei ihm suchen in den Nöten des Lebens oder am Tag des Gerichts; er hat den Weg zu Gottes Geist verschlossen und auf allen Trost des Wortes Gottes in der Not des Lebens wie

des Todes verzichtet. – – Während er hier auf Erden wandelt, wird sein Herz zittern, und sein Glaube wird keine Ruhe finden; daraus wird er hingehen, wo jedem nach seinem Verdienst bezahlt werden wird, denn was ein Mensch säet, das wird er auch ernten.

Mit dieser Ermahnung und Warnung haben wir das Unsere getan; das übrige überlassen wir dem allsehenden und allwissenden Gott. Ein jeder, der bei der Wahrheit bleibt, lege unverzagt seinen Eid ab; ein jeder hüte sich aber dann bei dem Namen des Höchsten falsch zu schwören.«

Der Richter hielt inne und warf das Formular neben sich auf den Tisch.

Darauf wandte er sich an Frau Engelstoft und fuhr mit einer zweiten ehrerbietigen Verbeugung fort, wodurch er die vorschriftmäßige Geradheit der Worte wieder gutzumachen suchte:

»Sie erheben die drei Finger der rechten Hand mit diesen Worten: Daß die von mir abgegebene Erklärung mit der Wahrheit übereinstimmend ist, bekräftige ich hiermit bei meiner Seligkeit mit dem Eide, so wahr mir Gott und sein heiliges Wort helfe.«

Obwohl nicht das geringste in Frau Engelstofts Zügen etwas anderes verriet als natürliche Gemütsbewegung bei der Verrichtung einer feierlichen Handlung, war sie in Wirklichkeit nicht mehr bei Bewußtsein. Die ganze Spannkraft ihres Geistes mußte sie aufbieten, um die äußere Ruhe zu bewahren und ein Zittern zurückzudrängen, das sie jeden Augenblick zu übermannen und zu verraten drohte.

Der Richter, der der Ansicht war, daß sie ihn nicht verstanden habe, da sie zögerte, berührte jetzt ihren rechten Arm, um ihr zu erkennen zu geben, daß sie ihn erheben solle. Und diese Berührung einer Menschenhand erfüllte sie mit einem solchen Grauen, einem solchen Trotz, einer solchen Rachgier, daß sie im selben Augenblick die Finger in die Höhe hob.

Mit lauter, ruhiger Stimme sprach sie die feierliche Versicherung nach:

»Daß die von mir abgegebene Erklärung übereinstimmend mit der Wahrheit ist, bekräftige ich hiermit bei meiner Seele Seligkeit durch einen Eid, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort.« – –

Wenige Minuten später saß sie in ihrem Wagen, der unten auf der Straße gehalten hatte, und fuhr in der hereinbrechenden Dämmerung nach Sofiehøj zurück.

Mit einem wollüstigen Gefühl der Befreiung hatte sie den Eid gesprochen. Noch während des ersten Teiles der Heimfahrt siedete das Blut in ihren Adern wie bei einem Rausch. Aber allmählich, als sich die Erregung des Gemütes legte und die Gedanken sich klärten, schwand auch die flammende Röte ihrer Wangen. Die heftigen Frostschauer, mit denen sie während des ganzen letzten Teiles des Verhörs gerungen hatte, kehrten wieder und ließen sich nicht bezwingen. Obwohl sie sich zuletzt in alle Teppiche und Schals hüllte, die die Haushälterin ihr mitgegeben hatte, und obwohl die Lust milde, beinahe sommerlich war, kroch sie frierend in der Wagenecke hinter den geschlossenen Fenstern zusammen.

Sie dachte, ob sie wohl nicht ernstlich erkrankt sei. Vielleicht hatte sie sich erkältet, während sie in den langen Gängen des Gerichtsgebäudes gewartet hatte. Dieser

Gedanke beruhigte sie einen Augenblick; – – bald aber erbebe ihr Körper wieder unter krampfhaften Kälteschauern, die ihr die Zähne im Munde klappern machten.

VII

Vier Tage später begegneten sich der Kaplan und Esther nach vorhergegangener Verabredung in einer langen Eichenallee am äußersten Ende des Parkes, wo sie Aussicht hatten, ungestört zu sein.

Der Kaplan war schon am vorhergehenden Tage in Sofiehøj gewesen, um sich die Antwort des jungen Mädchens auf seinen Antrag zu holen; aber er hatte ihr Wesen ihm gegenüber wieder so eigenartig scheu gefunden, daß er es für das richtigste gehalten hatte, ihr nochmals vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit zu geben. Es hatte auch geregnet, so daß er nicht – so wie sonst – einen Spaziergang in den Garten vorschlagen konnte, und die Mutter hatte das Zimmer, in dem sie sich aufhielten, sozusagen nicht verlassen. Es war fast, als ahne sie etwas und wolle sie verhindern, allein zu bleiben. Er hatte, ehe er ging, gerade noch Gelegenheit gefunden, Zeit und Ort zu einer neuen Begegnung ohne Zeugen zu nennen.

Um nicht gesehen zu werden, hatte er den Weg durch den Wald eingeschlagen, von wo aus ein Überstieg in den Park führte. Er ging langsam, weil die Zeit der Begegnung noch nicht da war, auch war er darauf gefaßt, eine gute Weile warten zu müssen. Sobald er aber in die Eichenallee einbog, sah er Esther dort schon auf einer Bank unter der gelblichroten Laubwölbung sitzen.

Als er ungefähr zehn Schritte von ihr entfernt war, erhob sie sich und kam ihm gesenkten Hauptes entgegen.

Wie ein übermüdetes Kind, das Ruhe sucht, lehnte sie den Kopf an seine Schulter und flüsterte »Ja«, noch ehe er mit ihr gesprochen hatte.

Er ergriff ihre Hand und preßte sie an seine Brust.

»So willst du mir denn ohne Furcht und Reue in die Welt hinaus folgen?«

»Ja!« wiederholte sie.

»Weit fort von Vaterland und Mutterhaus und Kindheitserinnerungen?«

»So weit du willst, – so weit du kannst!«

Er fragte, ob sie noch wisse, was er ihr gesagt habe, daß das Land, wohin sie ziehen wollten, für alle Weißen das Land des Todes genannt werde, daß die großen Sümpfe Fieber aushauchten, daß in den Wäldern Tiger und Hyänen hausten und im Grase giftige Schlangen, daß ihr Heim eine Strohhütte oder ein Zelt und ihre Nahrung Früchte oder gedörrte Wurzeln sein werde. – –

Sie aber erwiderte, sie fürchte weder wilde Tiere noch Hunger noch Not; nur vor den Menschen hege sie Furcht.

»So segne denn Gott unsern Bund! Er verbinde unsere Seelen in gemeinsamem Glauben, Liebe und Hoffnung, bis uns der Tod scheidet, um uns in der Schar der Heiligen droben in der himmlischen Herrlichkeit wieder zu vereinen! Amen! Amen!«

Er hatte den strahlenden Blick zum Himmel erhoben. Jetzt beugte er sich über sie und küßte sie auf den Mund.

Eine Weile gingen sie dann Arm in Arm in der Allee auf und nieder, aber der junge Geistliche merkte gar bald, daß Esther selbst in diesen Augenblicken zerstreut und scheu war und ihm kaum zuhörte. Deswegen zweifelte er jedoch nicht an der Aufrichtigkeit ihrer Gefühle. Er kannte ihre Angst vor dem Zorn der Mutter und glaubte hierin die ganze Ursache ihrer Mutlosigkeit zu erblicken. Kaum hatte er denn auch die Mutter genannt, als sie sich wieder an seine Schulter schmiegte und sagte:

»Was sollen wir doch nur machen? Was wird sie sagen?«

Sie einigten sich dahin, daß sie ihr vorläufig nichts sagen, sondern ihr erst Ruhe lassen wollten, um sich von den Gemütsbewegungen der vorausgehenden Tage zu erholen, die sie augenscheinlich sehr angegriffen hatten. Der Kaplan wollte sie dann allmählich auf die unvermeidliche Trennung vorbereiten und sie zu der Einsicht bringen, daß sie kein Recht habe, sich ihrem gemeinsamen Willen zu widersetzen.

Aber obwohl der entsetzliche Kampf damit ins ungewisse hinausgeschoben war, hielt Esthers fieberhafte Unruhe an. Und da gingen dem Bräutigam endlich die Augen auf. Er zog sie an sich und sagte, indem er zärtlich bemüht war, ihrem eingeschüchertem Blick zu begegnen:

»Du verbirgst mir etwas, Esther.«

Sie fing an zu zittern und wandte schweigend ihr bleiches Antlitz ab. Selbst ihm konnte sie das schreckliche Geheimnis nicht anvertrauen, das nahe daran war, sie zu ersticken.

»Aber du machst mich ganz besorgt, Esther! – Was ist denn nur geschehen?«

»Ich *kann* es nicht sagen – heute nicht – Verlange es nicht!«

Es lag eine solche Angst in dem flehenden Ausruf, daß der Kaplan begriff, jetzt würde es ihm nichts nützen, in sie zu dringen.

»Dann wollen wir uns hier trennen, Esther. Dein Gemüt bedarf der Ruhe. Morgen aber komme ich wieder. Und dann darfst du kein Geheimnis mehr vor mir haben.«

— — — — —

Am nächsten Tage um dieselbe Zeit hielt sich Frau Engelstofft wie gewöhnlich in ihrem Arbeitszimmer auf. Sie saß, die beiden Hände vor dem Gesicht, an dem großen Schreibtisch, der immer mit Papieren und Anschreibebüchern bedeckt war, und hatte sich lange nicht gerührt.

Die letzten vier Tage hatte sie in ununterbrochener, rastloser Arbeit verbracht. Dies Betäubungsmittel hatte ihr schon früher über schwere Krisen hinweggeholfen, und sie zweifelte nicht daran, daß es auch diesmal schließlich ihrem Gemüt sein Gleichgewicht und seine Kraft wiedergeben würde. Von des Morgens um sechs Uhr bis spät in die Nacht hinein hatte sie dort am Tische gesessen und Befehle erteilt, Rechnungen durchgesehen und Pläne für einen ganzen Umbau des Pachthofes und Veränderungen seines Betriebes gemacht. Und wie sie keine Schonung gegen sich selber kannte, frönte sie auch allen Vorsichtsrücksichten ihren Untergebenen gegenüber. Dreimal täglich mußten der Verwalter und der Vogt bei ihr erscheinen, um ihre Befehle in Empfang zu nehmen; und weder die Küchenmägde noch die Leute in den Ställen und Scheunen konnten mehr sicher sein, bei ihrer Arbeit nicht von ihr überrascht zu werden.

Ihr äußeres Wesen war jedoch gleich ruhig und beherrscht, vielleicht sogar eher ein wenig abgedämpft; aber sie scheute nicht mehr vor einer Herausforderung ihrer Feinde zurück. Namentlich war der Gutsschreiber an den Rand der Verzweiflung gebracht. Obwohl er wußte, daß seine verschiedenen Radierungen in den Anschreibebüchern mit Meisterhand ausgeführt waren, empfand er jedesmal, wenn er zu ihr beschieden wurde, und das geschah oft nur mit einer Stunde Zwischenraum, heftiges Kneifen in seinem großen Magen. In der Regel wollte sie jedoch gar nicht über die Rechnungen mit ihm sprechen, sondern vielmehr über ihre Umbaupläne. Sie gab nicht nur selbst die Ideen hierzu an, sondern arbeitete auch die Kostenanschläge und die Zeichnungen aus. Und – was ihr so gar nicht ähnlich sah – sie hatte fast jeden Tag einen neuen Plan, der den alten über den Haufen warf. Sie mußte immer in Atem sein. Sie konnte ihr Gehirn nicht in Untätigkeit lassen. Um die Spannkraft ihrer Seele zu bewahren, häufte sie eine Arbeit auf die andere, ließ eine Anstrengung der anderen folgen – – bis sie plötzlich, wie von einem Blitz getroffen, betäubt und verwirrt, zusammensank.

So hatte sie jetzt eine halbe Stunde unbeweglich dagesessen und ihr Antlitz in den Händen geborgen, um den eigenen Anblick zu meiden, und namentlich die rechte Hand nicht zu sehen, die ihr in einzelnen Augenblicken eine wilde Angst einflößen konnte.

Sie wußte sehr wohl, wie töricht das von ihr war. Sie wußte, daß es der Schatten des lauernden Wahnsinns war, der in solchen Augenblicken ihren Verstand umnebelte. Aber sie konnte sich nicht von der Einbildung befreien, daß die drei Finger, die sie an jenem Tage bei der Eidesablegung gen Himmel erhoben hatte, täglich kleiner wurden – hinwelkten.

Daß sie doch nicht darüber lachen konnte! Sie fühlte, daß, wenn sie nur ein einziges Mal in ein herzliches Lachen über sich selbst ausbrechen könnte, das Ungeheuer des Wahnsinns für immer verscheucht sein würde. Das war es überhaupt, wonach sie ein so schmerzliches Verlangen empfand, nur einmal wieder so recht aus vollem Herzen lachen zu können. Oder wenn sie auch nur einen Tag den Gedanken an die dummen Finger verbannen könnte! Aber es erging ihr damit: gradeso wie mit dem Testament, das zu vernichten sie sich nicht hatte überwinden können, und zu dem sie sich Tag und Nacht gleichsam in einem wollüstigen Banne hingezogen fühlte, obwohl sie wußte, oder vielleicht gerade weil sie wußte, daß die Entdeckung dieses Schriftstückes ihr das Leben kosten würde.

Endlich erhob sie den Kopf und sah sich um. Drinnen im Saal hatte die alte Rokokouhr soeben ihre kleine Walzermelodie gespielt. Und nun scholl die Grabesstimme der Turmuhr durch das Haus und machte sie frieren. Sie konnte diese Töne niemals hören, ohne an Niels' Tod erinnert zu werden, den sie an jenem Abend gleichsam angekündigt hatten. Stunde für Stunde, bei Tag und bei Nacht riefen sie ihr immer wieder von neuem alles ins Gedächtnis zurück, was sich damals an dem Sterbebett zugetragen hatte. Wenn sie nicht gefürchtet hätte, Verdacht dadurch zu erregen, würde sie schon längst Befehl gegeben haben, die Uhr anzuhalten, eine solche Angst überkam sie, sobald sie diese Töne hörte, als sei es Niels' Stimme, die sie aus dem Jenseits rief.

Namentlich des Nachts, wenn sie in der tiefen Stille allein dasaß, verfolgte diese Vorstellung sie, so daß sie nirgends Ruhe oder Frieden finden konnte. Sogar bis in ihre Träume hinein fand die Grabesstimme ihren Weg und weckte sie, sobald sich der

Schlummer auf ihre Augen herabsenkte. Sie hatte seit Niels' Tode noch nicht eine Stunde ruhigen Schlaf gehabt.

Jetzt hörte sie draußen Schritte. Die Kammerjungfer öffnete die Tür und sagte nur:

»Der Kaplan!«

Der junge Mann hatte stets freien Zutritt bei Frau Engelstoft, die sich aus Klugheitsrücksichten – um sein Benehmen Esther gegenüber bewachen zu können – freundschaftlich zu ihm stellte, während sie gleichzeitig daran arbeitete, ihn für immer vom Hause zu entfernen. Sie hatte begriffen, daß es jetzt die höchste Zeit war, ihn fortzuschaffen, falls sie nicht ihre Tochter verlieren und erleben wollte, daß alles, was sie in einem zwanzigjährigen Kampf der Selbstentsagung für sie gesammelt, ja was ihr jetzt den Frieden ihrer Seele und halbwegs ihren Verstand gekostet hatte, den Launen eines Fremden preisgegeben wurde.

Sie empfing ihn mit dem Ausruf:

»Wie? Sind Sie noch hier?«

Sie hatte ihn in der letzten Zeit regelmäßig mit derselben erheuchelten Überraschung empfangen und hinterher ein paar scherzende Worte hinzugefügt, daß sie ihn längst über alle Berge geglaubt habe.

Aber der Gesichtsausdruck des Kaplans war heut so ernsthaft, daß sie statt dessen sogleich fragte, ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sei.

»Ja«, erwiderte er mit einem kleinen Seufzer. »Ich komme voraussichtlich fürs erste nicht hier fort.«

»Wieso?«

»Ich habe heute morgen einen Brief von dem Direktor der Missionsgesellschaft gehabt. Er antwortet mir, daß noch nicht hinreichend Geld für meine Reise eingekommen sei. Die Einnahmen eines Basars, den man veranstaltet, haben den Erwartungen nicht entsprochen. Es fehlten noch mehrere tausend Kronen, folglich hat es lange Aussichten damit.«

»Und Sie können das Geld nicht anderswo erhalten?«

»Wie meinen Sie?«

»Nun, ich meine, wenn Sie wirklich so große Lust dazu haben – – ich meine, wenn Sie einen so starken Wunsch in sich fühlen, gerade diesen Beruf zu ergreifen, so wird Ihr Vater Ihnen diese Summe wohl schon vorschießen. Für ihn kann das nichts bedeuten; er ist ja ein reicher Mann.«

»Mein Vater würde mit Freuden das Zehnfache geben, um mich zurückhalten zu können. Sie wissen, wie es ihm – leider – immer zuwider gewesen ist, daß ich den geistlichen Stand erwählte; und namentlich ist er ein Gegner dieser Missionsreise gewesen. Er betrachtet sie als meinen sichern Tod, das Klima da drüben soll ja für Europäer sehr ungesund sein.«

»Ich habe davon gehört. Aber dergleichen wird immer sehr übertrieben.«

»Das glaube ich auch.«

Es entstand ein kurzes Schweigen, dann fragte der Kaplan:

»Ist Fräulein Esther heut nicht zu Hause?«

Frau Engelstoft stellte sich, als habe sie die Frage überhört, und sagte:

»Ist die Summe, die dem Missionsverein fehlt, wirklich so groß?«

»Viertausend Kronen, glaube ich.«

»Ja, das ist viel Geld!«

Sie saß noch immer am Schreibtisch, die Hand unter der Wange, das Gesicht abgewendet. Ihre Augen schweiften hinaus über die Bäume des Gartens mit einem sinnenden Blick, der, indem sie die letzten Worte noch einmal wiederholte, einen eigenartig finstern Ausdruck annahm.

Als Esther sich noch immer nicht sehen ließ, kam dem Kaplan der Gedanke, daß sie ihn vielleicht unten in der Eichenallee erwartete, um mit ihm allein sein zu können. Er ahnte nämlich nichts von dem Schicksal, das sie betroffen hatte, seit er sie verließ. Er wußte nicht, daß Frau Engelstoft Unrat geahnt hatte, als sie die Tochter am vorhergehenden Tage von ihrem Spaziergang im Park hatte zurückkommen sehen, und daß sie nach einem scharfen Verhör schnell die ganze Wahrheit aus dem verschüchterten Kinde herausgebracht hatte.

Esther saß nun in ihrem Zimmer eingesperrt, und es war der feste Entschluß der Mutter, sie unter Schloß und Riegel zu halten, bis der Kaplan hinreichend weit entfernt war.

Der junge Bräutigam wollte sich gerade erheben, um sie aufzusuchen, als ihm der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß es wohl das richtigste sein würde, Frau Engelstoft so allmählich auf ihre Verbindung vorzubereiten. Er fing deswegen an, von den Gerüchten zu reden, die auch ihm zu Ohren gekommen seien, nämlich von den großen Umbauten, die auf Sofihøj bevorständen. Er hatte gehört, sagte er, daß unter anderem der ganze Molkereibetrieb verändert werden solle, um ein Prozent Butterertrag mehr zu gewinnen, und er äußerte in unverblünten Worten sein Erstaunen über die ungeschwächte Energie, mit der sie fortfuhr, ihre materiellen Interessen zu wahren, »die doch schon im voraus hinreichend gesichert erschienen«.

»Ich weiß es sehr wohl,« erwiderte sie, »daß es für eine Frau als verächtlich angesehen wird, wenn sie sich um ihre Angelegenheiten kümmert. Die Moral gebietet, daß man sich dem ›Schicksal‹ preisgibt. Sammelt deswegen nicht in die Scheuern! – Eure Schätze sollen im Himmel sein.«

»Ihr Spott trifft mich nicht, Frau Engelstoft. Freilich ist das Los der Menschen hienieden dem Wechsel unterworfen, aber ich begreife doch nicht, wie man, wenn man sich die kurze Dauer des Lebens so recht klarmacht, das Bedürfnis oder die Lust empfinden kann, so tief in dem Irdischen zu wurzeln.

Es ist, als wolle der Schmetterling ein Nest bauen und für eine Weitervermehrung sorgen, obwohl er doch nur einen Tag lebt!«

»Sie lassen eines außer acht, daß unser Leben in unseren Kindern fortgesetzt wird.«

»Nein, das lasse ich keineswegs außer acht. Aber ist das viel mehr als eine Phrase? Den Fall gesetzt, daß die Kinder, wenn sie heranwachsen und geistige Reife erhalten, gar keinen Wert auf unsere mit so großen Opfern gefüllten Scheuern setzen. Ich denke

dabei sowohl an die geistigen wie materiellen Güter, die wir ihnen zu hinterlassen bestrebt sind, und das kommt doch vor. Ich kann selber ein wenig davon mitsprechen. Und kann man sich wohl etwas Nichtigeres, Verfehlteres denken, als ein solches Leben, das der Erlangung eines Gutes geopfert wurde, das von demjenigen, für den es in erster Linie bestimmt ist, verachtet und vielleicht gar als ein Übel angesehen wird? – – Aber einem solchen, wirklich tragischen Schicksal setzt sich ein jeder aus, der sein Lebensziel außerhalb des Ewigen, Unwandelbaren sucht.«

»Sind das die Lehren, die Sie hier zu verbreiten bestrebt gewesen sind?«

»Ja.«

»Dann ist es ein Glück, daß junge Leute fünfundzwanzig Jahre alt sein müssen, ehe sie Erlaubnis erhalten, über sich selbst zu bestimmen. Ist erst das Alter erreicht, so hat das Leben sie im allgemeinen gelehrt, was zu ihrem Besten dient.«

Der Kaplan fing an zu verstehen, daß sie etwas ahnte. Sie hatte mit starkem Nachdruck gesprochen und sandte ihm bei den letzten Worten einen Blick zu, der wie ein hingeworfener Handschuh wirkte.

»Von Ihrem Standpunkt aus haben Sie wohl leider recht«, sagte er. »Sie scheinen also ausnahmsweise einen Schutz in den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches zu finden.«

»Ausnahmsweise – ja!«

»Im übrigen gilt ja die Altersgrenze, die Sie nannten, ausschließlich für Männer und für unverheiratete Frauen. Ich bin kein Jurist, aber so viel weiß ich denn doch, daß eine minorene Frau, wenn sie sich verheiratet, durch ihren Gatten völlige freie Verfügung über sich selber, wie über das, was sie persönlich besitzt, erhält.«

Frau Engelstoff erwiderte nichts. Sie fühlte sehr wohl die Drohung, die in seinen letzten Worten verborgen lag. Und derselbe finstere Ausdruck trat wieder in ihre Augen, als sie ihn von der Seite ansah.

Er fühlte, daß er es diesmal nicht wagen dürfe, weiter zu gehen, deswegen erhob er sich und ging.

Frau Engelstoff, die beim Abschied nur mit einer Neigung des Kopfes begrüßt hatte, ohne ihm, wie sonst, die Hand zu geben, blieb in derselben Stellung wie bisher am Schreibtisch sitzen, die eine Hand unter der Wange, während ihr Blick über die Bäume des Parkes hinausschweifte.

Sie schrak zusammen, als nach einer Weile an die Tür gepocht wurde. –

Es war wieder die Kammerjungfer.

Sie kam schüchtern herein und fragte, ob die gnädige Frau nicht einen Augenblick zu Fräulein Esther kommen wolle. »Fräulein Esther ist so unruhig«, erklärte sie.

»Ich werde kommen.« –

Esther saß mit unordentlichem Haar und Anzug auf dem Rande ihres Bettes und schluchzte laut, als die Mutter hereinkam. So sanft und schüchtern sie im allgemeinen war, konnte doch hin und wieder einmal »ein böser Geist in sie fahren«, wie die alte Haushälterin sagte, der sie als Frau Engelstoffs Tochter kennzeichnete. Während ihrer

fast vierundzwanzigstündigen Einsperrung hatte sie sich anfänglich mit gewöhnlicher Nachgiebigkeit dem mütterlichen Willen unterworfen; allmählich aber erwachte der Trotz in ihr, sie wollte nicht essen, nicht schlafen, nicht antworten.

Und als sie nun vor einer halben Stunde die Stimme ihres Verlobten gehört hatte, als dieser die Treppe hinaufkam, ließ sie sich zu einem hysterischen Ausbruch der Verzweiflung hinreißen, ging händeringend im Zimmer auf und nieder und rief Gott und Jesum Christum an.

Die Mutter setzte sich zu ihr auf den Rand des Bettes, ergriff ihre eine Hand und sprach in ruhigem Ton mit ihr.

Sie sagte, sie dürfe sie nicht mißverstehen, sondern daran glauben, daß das, was sie von ihr fordere – selbst wenn sie es jetzt auch nicht verstehen könne –, dennoch zu ihrem eigenen Besten sei.

Sie sagte, sie sei noch zu unerfahren, um beurteilen zu können, wieviel für sie beide auf dem Spiele stünde, und daß der Mann, auf den sie ihre Gedanken gerichtet habe, ein Phantast, ein Abenteurer sei, der sie und sich selber ins Unglück stürzen würde.

Sie erinnerte sie an ihr eigenes Schicksal und erzählte von ihrer Mutter, die an den Bettelstab gebracht sei, weil sie keine Kraft gehabt habe, sich dem Willen ihres Mannes zu widersetzen.

Esther aber hatte seit jener Nacht, als sie der Mutter Treiben im Saal beobachtet, einen unüberwindlichen Abscheu vor ihr bekommen. Vor Furcht, sie zu sehen, hatte sie sich jetzt, als sie sie kommen hörte, hier auf den Rand des Bettes gesetzt, das Gesicht in den Händen geborgen; und bei der bloßen Berührung ihrer Hand fing sie an zu zittern.

Schließlich gelang es ihr denn auch, ihre Hand frei zu machen und an das andere Ende des Zimmers zu fliehen.

Und hier faßte sie Mut, erhob den Kopf und sagte, daß Armut sie nicht schrecke, daß sie allen Reichtum der Welt hingeben würde für die Freiheit, dem folgen zu dürfen, den sie liebe, und daß sie nie bereuen würde, was sie getan, wenn sie auch in Zukunft auf bloßen Füßen von Tür zu Tür gehen und um das trockene Brot betteln solle.

Frau Engelstoft schwieg bei diesen Worten. Nach einer Weile erhob sie sich und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Hier blieb sie eine Weile am Fenster stehen und sah hinaus, während sie mit den Fingern auf das Fensterbrett trommelte.

– Jetzt mußte gehandelt werden. – Dieser Pfarrer, dieser Störenfried mußte aus dem Wege geschafft werden, gleichviel mit welchen Mitteln. Später konnte sie dann ja ihre Einwilligung zu der Verlobung geben. War er nur erst aus dem Gesichtskreise, so würde Esther schon zur Besinnung kommen.

– Und dann – aus dem Lande, wohin er ging, kehrte niemand zurück.

Entschlossen setzte sie sich an den Schreibtisch, nahm ein bedrucktes Blatt aus einem der Schubfächer, um eine Anweisung auf viertausend Kronen an ihren Kopenhagener Bankier darauf auszufertigen, der die Summe anonym an die Direktion der Missionsgesellschaft senden sollte.

Sie war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß sie ihn mit dieser Anweisung direkt in den Tod sandte. Sie hatte die Sache genau untersucht und wußte, daß nicht ein einziger von den Missionaren, die bisher diese Gegenden bereist hatten, lebend heimgekehrt war.

Sie machte sich aber keine Gewissensbisse daraus. Sollte eine Mutter die Mittel abwägen, wo es sich darum handelte, einen Menschen aus dem Wege zu schaffen, der das Leben ihres einzigen Kindes zerstören wollte? Von allen Verbrechen der Gesetzgebung erschien ihr keine teuflischer als das, welches jedem jungen Manne, der die Sinne eines jungen Mädchens verlockt hatte und gewillt war, ein Papier, den sogenannten Trauschein, zu bezahlen, gestattete, sie sofort aus ihrem Heim und ihrer Familie zu entführen, die Mutter beiseitezustoßen und hohnzulachen über die einzige Liebe, die stark ist wie der Tod. Und eine Mutter sollte sich nicht zur Wehr setzen, sondern sich ruhig darein finden, zum Opfer eines solchen Justizmordes gemacht zu werden?

Sie griff mit denselben drei Fingern, mit denen sie an jenem Tage geschworen hatte, nach der Feder und tauchte sie tief in das Tintenfaß. Dann füllte sie langsam die Anweisung mit großen, deutlichen Buchstaben und Zahlen aus. Als sie schließlich ihren Namen daruntersetzte, geschah dies mit dem schwindelnden Gefühl, als unterschreibe sie das Todesurteil ihres gefährlichsten Feindes.

VIII

Noch am selben Abend erhielt der Kaplan einen verzweifelten Brief von seiner Braut. Sie hatte die alte Haushälterin zu ihrer Vertrauten gemacht, und diese hatte ihm den Brief durch einen sichern Boten zustellen lassen. Sie legte ihm hierin eine vollständige Beichte ab, erzählte nicht nur von ihrer Einsperrung und von dem Grunde dazu, sondern vertraute ihm auch das Geheimnis an, von dem sie am vorhergehenden Tage wegen des schrecklichen Verdachtes, den es auf ihre Mutter werfen konnte, nicht zu sprechen gewagt hatte. Jetzt konnte und wollte sie es nicht länger ertragen, deshalb flehte sie ihn an, sie zu befreien, »selbst wenn sie dann ihre Mutter nie wiedersehen sollte«.

Das allererste Gefühl des Kaplans beim Lesen dieses Briefes war unvermishtes Entzücken. Er küßte sogar die Unterschrift, während seine Augen voll Tränen standen. Er erhielt hierdurch Beruhigung für die Angst, in der er seit dem Vormittag infolge Esthers gänzlicher Unsichtbarkeit umhergegangen war.

Im nächsten Augenblick aber warf die Nachricht von ihrer Gefangenschaft einen Schatten über sein Gemüt. Es stand also ein Kampf bevor. Und er kannte Frau Engelstoft hinreichend, um zu wissen, daß dieser Kampf hart und langwierig werden würde.

Esthers Erzählung von den nächtlichen Wanderungen ihrer Mutter in dem großen Saal machte unter diesen Verhältnissen nicht sogleich weiteren Eindruck auf ihn. Er verstand sogar anfänglich nicht einmal, weswegen sie das alles so weitläufig erklärte, oder was für ein Verdacht es sein sollte, den sie bei ihm hervorzurufen gefürchtet hatte.

Lange währte es jedoch nicht, bis die wahre Bedeutung der Mitteilung – und damit die des ganzen Briefes – ihm klar wurde und ihn mit Entsetzen erfüllte. Er war so ganz unvorbereitet. Er hatte nie darauf hören wollen, was das Gerede der Leute ihm zutrug. Von seinen eignen Angelegenheiten erfüllt, wie er war, hatte ihn die ganze Sache überhaupt niemals beschäftigt.

Jetzt aber wurde ihm die Binde von den Augen gerissen. Je mehr er an Frau Engelstofts Gebaren in der letzten Zeit dachte, an die ganze innere Unruhe, die von Tag zu Tag deutlicher in ihrem Wesen hervortrat, seit jenem Abend, als er sie an das Sterbebett des Gutsbesizers geholt hatte, um so besser verstand er Esthers Angst, daß ihre Mutter eine Betrügerin, eine Meineidige sein könne.

Nach einer ruhelosen, unter schweren Anfechtungen verbrachten Nacht ging er ganz früh am Morgen in die Stadt, um mit dem Hardsvot über die Sache zu reden.

Es war dies ein schwerer Gang für ihn. Sein Gewissen klagte ihn an und gab seiner Handlung die häßlichsten Namen. Aber er kannte Gottes unumstößliche Gebote. Er wußte, daß er nicht das Recht hatte, etwas zu verheimlichen, was der Wahrheit dienen konnte, daß er keine Rücksicht auf die eignen Wünsche oder die Eingebungen des Herzens nehmen durfte. Niemand kannte die Wege, die Gott zu der Errettung eines Menschen ausersehen hatte, und niemand durfte in Selbstüberhebung Vorsehung für seinen Nächsten spielen.

Der Hadesvogt wurde nervös und aufgeregt, sobald der Kaplan Frau Engelstofts Namen nannte.

Es war nämlich keineswegs so gekommen, wie er es erwartet hatte, daß sie durch eine Beeidigung ihrer Erklärung alles Mißtrauen gegen ihre Redlichkeit niederschlagen würde. Ihre Gegner hatten ihn sogar gezwungen, eine Reihe neuer Vernehmungen anzusetzen, bei denen freilich nichts sonderlich Neues, geschweige denn etwas Belastendes herausgekommen war, die aber doch eine gewisse Unruhe bei ihm hinterlassen hatten, deren er nicht Herr zu werden vermochte.

Der Kaplan setzte ihm sein Verhältnis zu Frau Engelstofts Tochter auseinander, erzählte von ihrer Einsperrung und las schließlich den Teil des Briefes vor, der von dem nächtlichen Treiben der Mutter handelte.

Der Hadesvogt sagte lange nichts. Es hatte ihn wie ein Stoß durchzuckt, als der Kaplan von dem Dokument »mit dem gelben Umschlag« vorlas; er erinnerte sich, daß das Testament wirklich einen solchen Umschlag gehabt hatte, und er hatte um so weniger Grund, an der Glaubwürdigkeit des im übrigen ein wenig phantastischen Berichts zu zweifeln, als er sich erinnerte, daß einer der in dieser Angelegenheit zuletzt vernommenen Leute – er ein alter Nachtwächter aus Sofiehøj – erklärt hatte, daß er ein paarmal einen Lichtschimmer aus dem Rittersaal habe dringen sehen, und zwar zu einer Zeit, wo sonst alles ringsumher im Schlosse finster war, ausgenommen in Frau Engelstofts Zimmer.

Ein paar Stunden später fuhr der Hadesvogt in voller Uniform nach Sofiehøj hinaus. Der Kaplan begleitete ihn; aber es wurden nicht viele Worte gewechselt, und der Geistliche stieg aus dem Wagen, ehe dieser in die Allee einbog. Er wollte, um ungesehen zu bleiben, zu Fuße folgen und versuchen, sich mit der Haushälterin in Verbindung zu setzen, um Esther einen Gruß zu senden und sie auf das vorzubereiten, was jetzt möglicherweise geschehen würde.

Frau Engelstoft saß in ihrem Arbeitszimmer und war im Begriff, dem Verwalter, der an der Tür stand, ihre Befehle für die Nachmittagsarbeit zu erteilen, als der Wagen auf den Hof fuhr.

»Sehen Sie nach, wer da kommt«, sagte sie.

»Es ist der Hadesvogt«, meldete der Verwalter, nachdem er von dem Gang zurückgekehrt war, dessen Fenster nach dem Hofe hinaus gingen.

»Was will der nur!« murmelte sie vor sich hin. »Ja, dann können Sie gehen, Hansen!«

Sie war ganz ohne Furcht. Es fiel ihr nicht ein, daß er wieder des Testamentes wegen kommen könne. Die Sache, glaubte sie, sei aus der Welt, ohne andere Spuren als den Kampf in ihrem eigenen Innern hinterlassen zu haben.

Erst als sie ihn unmittelbar hinter der Kammerjungfer eintreten sah, ohne abzuwarten, daß ihn diese angemeldet hatte, und obendrein in voller Uniform, ahnte sie eine Gefahr.

Sie erhob sich. Und wie ein Krieger, wenn er überrumpelt wird, Deckung hinter der ersten besten Waffe sucht, die ihm in die Hand fällt, so ging sie hastig auf ihn zu und sagte in einem barschen Ton, mit geheuchelter Empörung:

»Falls Sie mit mir zu reden wünschen, Herr Hardesvogt, muß ich Sie bitten, sich ganz kurz zu fassen. Meine Zeit ist sehr in Anspruch genommen.«

In die rotgeäderten Augen des Hardesvogts trat ein Ausdruck, als habe er einen Stoß vor die Brust bekommen. Trotz allem hatte er sich bisher nicht überwinden können, an ihre Schuld zu glauben, sondern hatte gehofft, daß sie ebenso wie bei dem letzten Verhör eine befriedigende Erklärung für das würde geben können, was gegen sie vorgebracht war. Jetzt erlosch diese Hoffnung. So schwach entwickelt sein psychologischer Sinn auch war, war er doch hinreichend lange Untersuchungsrichter gewesen, um diese erheuchelte Empörung zu kennen, hinter der sich ein schlechtes Gewissen verbarg.

Und fast noch mehr verriet ihr Aussehen sie, als der Hardesvogt erst so weit zur Besinnung gelangt war, daß er sie genauer betrachten konnte.

»Sie sehen ermüdet aus, gnädige Frau«, sagte er, nachdem sie einander schweigend eine Weile gegenüber gesessen hatten, jeder an seiner Seite des Tisches, in der Nähe der Tür, die auf den Vorplatz und von dort in den Saal führte.

»Hier ist auch viel zu tun. Alles ist so vernachlässigt.«

»Freilich. Das weiß ich. Und wenn der Tag nicht ausreicht, so nimmt man die Nacht mit zur Hilfe, nicht wahr? Ich meine,« fuhr er fort, als sie nicht antwortete, »ich habe gehört, daß die Leute Licht in Ihren Fenstern gesehen haben, gnädige Frau, bis in den hellen Morgen hinein.«

»Das ist nicht unwahrscheinlich.«

»Daß Sie gezwungen sind, soviel zu arbeiten!«

»Was war es, worüber Sie mit mir zu sprechen wünschten, Herr Hardesvogt?«

»Gerade hierüber! Ich wollte Sie fragen, gnädige Frau, ob Sie nie, wenn Sie des Nachts so bei der Arbeit saßen, jemanden hier in der Wohnung haben herumkramen hören?«

»Wie kommen Sie nur einmal darauf?« fragte sie und sah ihn starr an.

»Ja – dann scheint es wirklich, daß irgendein geheimnisvolles Wesen um die Zeit der Nacht hier sein Wesen treibt. Der Gutswächter will mehrmals einen eigenartig flackernden Lichtschein im Saal gesehen haben, und daß dies keine Einbildung oder Augenverblendung war, ist von anderer Seite hinreichend bestätigt.«

»Ach!« entgegnete sie mit einem kurzen, höhnischen Lachen. »Meinen Sie wirklich! Dasselbe hätte ich übrigens bestätigen können. Ich selber bin nämlich hin und wieder da drinnen umhergegangen, wenn ich von der Arbeit ermüdet war, um ein wenig Luft zu schöpfen.«

»Ach, so verhält sich die Sache, gnädige Frau! So verhält sich die Sache! – – Aber trotzdem müssen da noch andere fein, die sich dort zu so ungewohnten Zeiten zu schaffen machen. Ich habe meine bestimmten Gründe zu dieser Annahme, und ich erbitte mir deswegen die Erlaubnis, eine gründliche Untersuchung da drinnen vornehmen zu dürfen. Vielleicht wird eine solche ganz wunderbare Dinge ans Licht bringen.«

Sie sah ihn noch immer starr an. Sie glaubte noch Macht über ihn zu haben und ihn zwingen zu können, von seinem Verlangen abzustehen.

»Was erwarten Sie denn zu finden?«

»Ein Dokument – in einem gelben Umschlag – in einem Raum unter einem der Fensterbretter. Sie gestatten wohl, daß ich hineingehe und es hole?« sagte er, indem er sich mit drohender Miene erhob.

Im selben Augenblick fuhr sie mit einem halberstickten Schrei vom Stuhle auf und stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Tür, die zum Vorplatz führte – leichenblaß und zitternd.

So standen sie einander einige Sekunden schweigend gegenüber und starrten sich in die Augen, wie ein paar wilde Tiere in der Angreifstellung.

Es war bei dem Hadesvogt ebensosehr die tiefe, persönliche Kränkung, die sie ihm zugefügt hatte, indem sie ihn hinters Licht führte, wie das Entsetzen über das begangene Verbrechen, das sein Gesicht verzerrte und ihm die Zunge band. Er hatte ja, sozusagen, seine Amtsehre zum Pfand für ihre Unschuld eingesetzt und hatte sich die besten Leute der Gegend verfeindet, weil er sie in Schutz nahm.

Lange währte es jedoch nicht, bis die alten Gefühle und die Macht der Jugenderinnerungen wieder die Oberhand in ihm gewannen. Indem er sich mit zitternder Hand auf die Lehne des Stuhles stützte, von dem er soeben aufgestanden war, sagte er:

»Dann ist es also wirklich wahr!«

Frau Engelstofts Körper sank plötzlich bleischwer zusammen. Sie schwankte von der Tür fort und glitt auf ihren Stuhl nieder, wo sie, die Hand unter dem Kinn, sitzenblieb.

Sie wußte, daß jetzt alles vorbei war; aber im Grunde empfand sie nur eine Erleichterung. Das Leben war ihr schon lange eine Last geworden. Nur ihre Mutterpflicht hatte sie in einer Welt und in einer menschlichen Gesellschaft zurückgehalten, für die sie Verachtung empfand. Jetzt gebot ihr dieselbe Pflicht, fortzugehen und die Schande mit sich ins Grab zu nehmen, wodurch sie schneller in Vergessenheit geraten würde.

Sie fühlte sich schon von allem Irdischen losgelöst, in der Unendlichkeit schwebend, befreit, gleichsam betäubt. Sie hörte wohl, daß der Hadesvogt mit ihr sprach, daß er ihr vierundzwanzig Stunden Frist anbot, um wegzureisen, obwohl er – wie er sich ausdrückte – sein Amt und seine Ehre dabei aufs Spiel setzte; daß er ihr sogar versprach, seine Beamten auf eine falsche Spur zu lenken, bis sie in Sicherheit war, und ihr behilflich zu sein, einen Ort zu finden, wo sie auch später gegen Nachforschungen sicher sein konnte, – – sie hörte das alles, aber nur undeutlich, wie aus der Ferne.

Sie antwortete auch anfänglich nur mit einem Kopfschütteln, sagte dann aber, daß sie keinerlei Dienste anzunehmen wünsche, weder von ihm noch von sonst irgend jemand.

Nur einen Wunsch habe sie noch, und sie bat ihn, ihr den zu erfüllen, indem er ihr sagte, wie er der Wahrheit auf die Spur gekommen sei. Und als der Hadesvogt ihr das erzählte und sie hörte, daß ihre eigene Tochter sie verraten hatte, Esther, die sie mit

ihrem Herzblut genährt und deren Glück sie jetzt mit dem Leben büßen mußte, sah sie ihn zuerst verständnislos an, brach dann aber in ein schallendes Gelächter aus, das ihm durch Mark und Bein ging.

Das war das aus dem Herzen kommende Lachen, wonach sie sich so sehr gesehnt hatte. Jetzt kam es mit der letzten Erlösung, dem endlichen Rausch. Dies hatte ihr noch gefehlt, – von ihrem eigenen Kinde in den Schmutz getreten zu werden. Mehr würde sie kaum noch erleben können. Der Kelch des Lebens war für sie bis auf die Neige geleert.

Wie sie sich freute, als sie den Hardsvotg bestätigen hörte (was dieser von dem Kaplan wußte), daß seine Verlobung mit Esther eine vollendete Tatsache war. Sie dachte an ihre viertausend Kronen, die bald in den Händen des Missionsdirektors sein würden. Die beiden würden sich nun wahrscheinlich so bald wie möglich heiraten, um in ihrer Verblendung dem sichern Tode drüben in den Sumpfländern der Pest entgegenzureisen, und sie würde noch im Tode Rache an ihrer Tochter nehmen!

Obwohl – weshalb sterben? Sie schuldete niemandem dies Opfer mehr. Sie wollte jetzt gerade, daß ihre Schande leben und für ewige Zeiten den Namen brandmarken sollte, den sie getragen halte. Sie wollte keine Versöhnung, kein Mitleid. Sie verachtete die Tränen, die an einer Leiche vergossen wurden, die Reue, die zu spät kam. Sie wollte gerade jetzt leben, damit der Haß flammen und die Gemeinheit triumphieren konnte, und die Diebe sich hier auf Sofiehøj ohne Gewissensqualen mästen konnten. Wie sie sich selbst und den Schoß ihrer Mutter verfluchte, dessen Besudelung sie ihr Leben verdankte, sollte Fluch auf allem liegen, was ihr gehört hatte. – –

Sie empfand außerdem einen Widerwillen davor, Hand an sich zu legen. Ihr graute vor ihrer eigenen Person, vor diesem welken Körper, der mit jedem Tage deutlicher seinen Kern offenbarte: das grinsende Knochengerippe. Ein Selbstmord war auch etwas viel zu lächerlich Feierliches für diese elenden Überreste eines Menschenlebens. Sie war so großen Aufhebens wirklich nicht wert. Was noch an ihr übrig war, konnte ebensogut in dem lebendigen Begräbnis, das man ein Gefängnis nannte, verfaulen.

Sie erhob sich und sagte, sie kenne ihr Schicksal und sei darauf gefaßt. Sie bat ihn, nur eine Viertelstunde auf sie zu warten, dann würde sie bereit sein, ihm zu folgen.

Gleich nachdem sie gegangen war, kam der Kaplan leise aus dem Nebenzimmer herein. Er hatte sie in ihr Schlafzimmer gehen hören und wollte gern wissen, ob sie gestanden habe.

Der Hardsvotg ging im Zimmer auf und nieder. Er war ganz außer sich, und der Anblick des jungen Geistlichen, ohne dessen Eifer vielleicht noch Gras über das ganze Elend hätte wachsen können, machte seine Worte und sein Benehmen noch unbeherrschter, so daß er sich zu Äußerungen hinreißen ließ, die für einen königlichen Beamten sehr kühn waren.

Er sagte, Frau Engelstoft sei im Grunde nur insofern zu bedauern, als sie für eine Zeitlang der Freiheit beraubt werden würde. Von der Schande zu sprechen, verlohne sich gar nicht der Mühe, und was die Gesellschaft anbeträfe, in der sie jetzt leben würde, so sei er eigentlich der Ansicht, daß das die allernächststen Menschen im ganzen Lande seien, »weil diese Leute doch im allgemeinen eingestanden hätten, daß sie Verbrecher seien«. Er klagte sich selber an, daß er die Hand dazu gereicht habe, ihren Glauben an die Menschheit und an die Gerechtigkeit zu untergraben, als er kraft

eines unbarmherzigen und wahnsinnigen Gesetzes ihre Ehe aufgelöst hatte. Und er erklärte schließlich sehr feierlich, wie bereits schon mehrmals früher, daß er nun Ernst machen und sein Amt niederlegen wolle, um nicht länger Henkersknecht im Dienst der Unmenschlichkeit zu sein.

»Ich wage die Behauptung aufzustellen, daß dies verbrecherische Ehescheidungsgesetz in erster Linie Schuld trägt an der Unzuverlässigkeit, die der Krebschaden der modernen Gesellschaft ist. Kann man sich auch etwas Unlogischeres denken, als so an dem Fundamente selber zu rütteln, auf dem die ganze bürgerliche Gesellschaft aufgebaut ist – an dem ehelichen Heim! Ist es zu verwundern, daß ein Haus schwankt, wenn man jahraus, jahrein den Grund darunter aushöhlt? – Aber unsere bürgerliche Gesellschaft wird auch eines Tages in Schutt und Trümmer zusammenstürzen. Nichts ist so gewiß als das! Eine Rückkehr zu den alten Eheformen ist jetzt eine Unmöglichkeit. Es muß die Aufgabe des neuen Jahrhunderts sein, den Grund zu einer neuen Gesellschaftsordnung auf breiterer Basis und mit freierer Aussicht zu legen!«

— — — — —

Eine halbe Stunde später verließ Frau Engelstoft Sofiehøj als Arrestantin. Sie hatte von niemand Abschied genommen, auch nicht von ihrer Tochter.

In den folgenden Tagen wimmelten die Zeitungen von den Berichten über ihre Untaten; und in ihnen allen wurde sie als eine Person dargestellt, die ihr Leben lang ein Ungeheuer gewesen, die sozusagen von ihrer Geburt an zur Verbrecherin bestimmt gewesen war.

Obwohl der Hardsvogn besser Bescheid wußte, nahm er trotzdem auch diesmal seinen Abschied nicht. Er begnügte sich damit, seine allabendlichen Groggs im Klub noch einen Grad stärker zu brauen und mit ihrer Hilfe die Gegenwart zu vergessen und sich mit der Erinnerung an das »kleine Rotkäppchen« zu trösten, so wie er sich ihrer aus jenen Weihnachtsferien in seiner Jugend entsann, wo er sie jeden Tag im Sonnenschein, den kleinen Bruder getreulich an der Hand, über die großen Schneefelder daherkommen sah.

Im übrigen sollte ihr Gefängnisleben nicht von langer Dauer sein. Bald nachdem ihr Urteil gesprochen und sie in das Zuchthaus abgeführt war, starb sie.

Sie blieb sich bis zuletzt treu und verlangte, in ihrer Gefängnistracht begraben zu werden, ohne Geistlichen und Glockengeläute.

Nachwort

Der jütländische Däne Henrik Pontoppidan (geboren am 24. Juli 1857 in Fredericia), Pfarrerssohn, entsprungener Polytechniker, war, wie die Literaturgeschichten mit Genugtuung feststellen, aus demselben Jahrgang wie seine dichterischen Gegenpole Herman Bang und Gjellerup. War ein natürlicher Feind aller weltstädtischen Überkultur und Raffiniertheit und versenkte sich mit starken Impulsen unmittelbar in die Darstellung des Kleinstadtlebens, Volkslebens, Bauernlebens. Der Abfall von Brotstudium und Bürgerberuf fiel ihm nicht schwer; ein lebhafter Freiheits- und Unabhängigkeitstrieb war in ihm, jene gesunde Unruhe, die den Künstler erst schöpferisch macht. Mit seinem Debüt als Schriftsteller, der Bauernerzählung »Gestutzte Flügel« (1881), stand er eigentlich fertig da. Pontoppidan hat nur eine Ausbreitung, keine Entwicklung gehabt – vielleicht im Stil und in der gestaltenden Form, aber nicht in den grundlegenden Ideen, in den menschlichen Regungen seines künstlerischen Wesens und in seiner Art, zu sehen und psychologisch zu ergründen. Er ist ein sozialer Skeptiker und eine Doppelnatur. Ist traditionell erzogener Däne, und doch holt er sich die ersten literarischen Einflüsse vom strengen norwegischen Realismus: Alexander Kjelland. Er verschmäht die vermittelnde Eleganz und sucht die Kraft, die unerschrockene Beobachtungsgabe. Andererseits saß diesem Pfarrerssohn das Vatererbe tief im Blut: der rosenrote religiöse Optimismus Grundtvigs, Gefühlsweichheit, Romantizismus, Fabulieren, die Saga eines alten Geschlechts. Mit diesen gegensätzlichen Dingen hat sich Pontoppidan sein Leben lang als Volksdichter herumgeschlagen in einer nach innen bohrenden Kritik: er fand das schöne Leben verschandelt durch die häßliche Armut, durch das elende Helotentum des Volkes; hinter dem Triumph der Demokratie sieht er eine neue Knechtseligkeit; der Egoismus ist ihm die häßliche Triebfeder der Welt (siehe Seite 48 ff.); die Frauenbewegung ist ihm etwas Unzulängliches, fast Komisches; der Idealismus ist in die Welt gesetzt, um elend Schiffbruch zu erleiden (in seinem dreiteiligen Hauptwerk »Das verheißene Land«); die Art, wie die Gesellschaft soziale Fragen schlichtet, ist ihm wie Verrat an der Heiligkeit der Armut. Diese Zweifel erregen und bewegen den charaktvollen Mann. Treiben ihn von Stätte zu Stätte, in einer Art »Landflucht« innerhalb des eigenen Landes, tragen ihn ins Ausland – nach Deutschland, Frankreich, Italien.

Als positives Begütigungselement aber kam über diesen Dichter die Landschaftsnatur seiner dänischen Heimat: die Wiesen, die Äcker, der Erdgeruch der Scholle, die Buchenwälder, der Sund, die ländliche Arbeit und die ländlichen Arbeiter und die gemütvollte Betrachtung jenes engen, kleinbürgerlichen Lebens in den größeren Siedlungen. Von ausländischen Eindrücken ist nichts in seine Bücher übergegangen. Seine Epik ist reine Volksepik, gleichsam ein gestaltetes Freiluftleben des Heimattreuen. Er kannte den gemeinen Mann und schilderte ihn mit dem Reichtum seines Herzens, schilderte das Bauernproletariat mit erregtem Mitgefühl. Er sympathisiert mit den Kraftnaturen, welchen Standes sie auch seien, auch da noch, wo der Schicksalsrebell an die Grenze des Verbrechens oder über sie hinaus geführt wird. Die Menschennatur muß geschlossen sein, im Guten wie im Bösen. Die Kunst dieses Gestalters von Alltagsmenschen hat eine welterklärende Macht.

So hat Pontoppidan in der vorstehenden Erzählung für die Schuld der traurigen Heldin eine gewisse Rechtfertigung. Sie ist Produkt und zugleich Opfer ihrer Herkunft. Die Novelle hieß ursprünglich im Original »Thora van Deken«. Hier liegt eine merkwürdige Einwirkung Henrik Ibsens vor: wie Hedda Gabler in der Ehe nicht Hedda Tesman wurde, so wird Thora van Deken nicht Thora Engelstoft; die Tragik ihres Hauses hängt über ihr; sie sinkt von Reichtum in Armut und steigt wiederum zu Reichtum und Macht empor. Ihr Herz verhärtet sich zu frondierender Selbstsucht; so wie sie handelt, glaubt sie gut zu handeln, um das Geschick ihres Hauses zu rächen – doch ihre Rache vergreift sich in den Mitteln.

Julius Elias.